

LaG - Magazin

Bürgerschaftliche Forschung

Potentiale für die Bildungsarbeit

25.05.2022



**Berliner Beauftragter
zur Aufarbeitung
der SED-Diktatur**

Inhaltsverzeichnis

Zur Diskussion

Die Geschichtswerkstatt „Marginalisierte Frauen (-gruppen) in Ost-Berlin. Partizipative Forschungsansätze zu unterrepräsentierten Erfahrungsräumen“. Über das Projekt.....	5
Geschlechterspezifische Hafterfahrungen von Frauen. Bericht aus dem Forschungsworkshop I.....	8
Themen, Programmatik und Selbstverständnis des Arbeitskreises Homosexuelle Selbsthilfe Lesben in der Kirche. Bericht aus dem Forschungsworkshop II.....	14
Geschlechtsspezifische Erfahrungen von Frauen in der Ost-Berliner Punkszene. Bericht aus dem Forschungsworkshop III.....	20
Partizipative Forschung in der Erwachsenenbildung. Bericht aus der Projektpraxis.....	27

Projektvorstellung

Migrationsgeschichte(n) als Citizen Science: Ostdeutsche Migrationsgesellschaft selbst erzählen.....	32
Digitalbasierte Citizen-Science-Ansätze in den Geschichtswissenschaften am Beispiel des Projekts „Kino in der DDR“	36

Liebe Leser*innen,
wir freuen uns, Ihnen die fünfte Ausgabe des LaG-Magazins in diesem Jahr präsentieren zu können. Diese Ausgabe dokumentiert die „Geschichtswerkstatt zu marginalisierten Frauen(-gruppen) in Ost-Berlin“, die vom 18.–20. November 2021 am Haus der Demokratie und Menschenrechte und am Lernort Keibelstraße, Berlin, stattfand. Die Geschichtswerkstatt als feministische Initiative rückte Erfahrungen und Perspektiven von Frauen in den Mittelpunkt, um sie in die vorherrschenden Erzählungen über DDR-Vergangenheit einzubringen. Für dieses Engagement danken wir den Teilnehmer*innen der Geschichtswerkstatt, besonders denjenigen, die aktiv an den Forschungsworkshops mitgewirkt haben.

Die inhaltliche Klammer für die Texte dieses Magazins ist das Feld der bürgerschaftlichen, partizipativen Forschung, der Citizen Science. In drei Texten lernen Sie Zugänge und Projekte in diesem Feld näher kennen und erfahren Näheres über deren Entstehungszusammenhang, die Methoden und Herangehensweisen. Alle vorgestellten Projekte forschen im Bereich der DDR-Geschichte, charakterisierend ist das aufholende Schreiben der Geschichte von bisher zu wenig oder gar nicht betrachteten gesellschaftlichen Gruppen

Die Berichte aus den drei Forschungsworkshops der Geschichtswerkstatt sind kollektiv verfasst worden, um auch hier den partizipativen Gedanken beizubehalten. Wir weisen darauf hin, dass die gendersensible Schreib-

weise den einzelnen Autor*innenkollektiven freigestellt wurde und daher in den einzelnen Texten jeweils unterschiedlich gehandhabt wird.

Wir bedanken uns bei allen Autor*innen, die mit einem Text zu dieser Magazinausgabe beigetragen haben.

Ulrike Rothe und Rebecca Hernandez Garcia erzählen über die Entstehungsgeschichte der Geschichtswerkstatt und identifizieren Leerstellen der DDR-Aufarbeitung aus geschlechterspezifischer Perspektive.

Rebecca Hernandez Garcia und Sandra Czech gehen auf Haftanstalten für Frauen in Ost-Berlin ein und entfalten das Spektrum geschlechtsspezifischer Erfahrungen von Frauen in Haft. Deren Erforschung steht erst in ihren Anfängen.

Judith Geffert und Ulrike Rothe stellen programmatische Schriften der Ost-Berliner Lesben in der Kirche vor und zeigen exemplarisch auf, worin die kritische Sicht dieser oppositionellen Gruppe auf die DDR-Gesellschaft bestand.

Uta Nowak, Ulrike Rothe und Katja Sternberger geben Einblick in die Analyse des Interviews mit der ehemaligen Ostberliner Punkerin Angela Kowalczyk. Sie zeigen auf, wie weibliche Punks in Aussehen und Habitus Geschlechtergrenzen spielerisch überschritten haben. Außerdem weisen sie auf die schwierige Quellenlage zu diesem Thema hin.

Ulrike Rothe ordnet die Geschichtswerkstatt zu marginalisierten Frauengruppen in

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Einleitung

Ost-Berlin in den Zusammenhang Citizen Science ein und stellt grundlegende methodische Überlegungen zur Durchführung der Geschichtswerkstatt an.

Ihre LaG-Redaktion

In eigener Sache

Zuletzt möchten wir Sie als Leser*innen darüber informieren, wie es mit dem LaG-Magazin weitergeht. Wir danken Ingolf Seidel herzlich für die langjährige engagierte und fachlich versierte Betreuung des Magazins und bedauern seinen Weggang. Für seine weiteren beruflichen Vorhaben wünschen wir ihm alles Gute. Auch Thomas Hirschlein verlässt die Redaktion des LaG-Magazins, ihm wünschen wir ebenso viel Erfolg für die Zukunft.

Der bisherige Finanzierungsmodus – die aufwändige Akquise jeder einzelnen Ausgabe – kann so nicht mehr beibehalten werden. Zu Zeit unternehmen wir intensive Anstrengungen, um das Magazin zu erhalten und auf neue Füße zu stellen. Hierfür benötigen wir aber einige Zeit und kündigen daher eine mehrmonatige Pause bis zum Herbst an. Wir planen, in der zweiten Hälfte dieses Jahres weitere Magazinausgaben und werden so dieses fachlich anerkannte und etablierte Format weiterführen. Den Zeichen der Zeit entsprechend ist eine Magazinausgabe zur Erinnerung an Krieg als Besatzungserfahrung und Vernichtungsgeschehen in der Geschichte des 20. Jahrhunderts geplant. Um das umsetzen zu können, bitten wir Sie, diese thematisch besonders relevante Magazinausgabe mit einer Spende

über die Plattform Betterplace.org (<https://www.betterplace.org/de/projects/8912-lag-magazin-des-webportals-lernen-aus-der-geschichte>) zu unterstützen.

Für die Redaktion und Koordination des LaG-Magazins suchen wir eine*n neue*n Mitarbeiter*in. Bei Interesse an dieser interessanten Aufgabe, schreiben Sie bitte eine E-Mail an kontakt@agentur-bildung.de

Birgit Marzinka und Ulrike Rothe

Die Geschichtswerkstatt „Marginalisierte Frauen (-gruppen) in Ost-Berlin. Partizipative Forschungsansätze zu unterrepräsentierten Erfahrungsräumen“. Über das Projekt

Von Ulrike Rothe und Rebecca Hernandez Garcia

In medialen Diskussionen zum Thema DDR oder auch in feministischen Zusammenhängen wird immer wieder der Topos der emanzipierten DDR-Frau bemüht. Angeführt wird dabei: DDR-Frauen sind selbstverständlich bezahlter Arbeit nachgegangen, ganz überwiegend in Vollzeit. Viele Frauen ergriffen technische oder naturwissenschaftliche Berufe und standen dadurch „ihren Mann“. Parallel dazu haben sie Familien gegründet und Kinder großgezogen, sie demonstrieren (bis heute) damit, dass beides zugleich leistbar ist. Diese Fakten sind statistisch gesichert, sie sind gleichzeitig eine Erfolgserzählung von weiblicher Stärke und Selbstbewusstsein, ein Identifikationsangebot. Vielleicht erweist sich dieses Bild auch deshalb als so zäh und ungebrochen, es ist zugleich aber auch geeignet, das Schwarz-Weiß-Bild von der kulturellen und auch sonstigen Unterlegenheit des DDR-Systems in Frage zu stellen. Dieser Ruf nach Differenzierung erfolgt um den Preis einer unkritischen Idealisierung von Frauen- und Familienbildern, wie sie in der DDR staatlicherseits propagiert und für viele Frauen auch richtungsweisend wurden. Der Fokus

auf Frauen, die diesen staatlichen Vorgaben aus unterschiedlichen Gründen nicht nachkamen, hat das Potential einer Negativfolie, die uns vorführt, wo die Gleichstellung der Frau in der DDR ihre Grenzen hatte und dass diese Geschichte auch anders erzählt werden kann.

Um bei dem Bild der Negativfolie zu bleiben: Wie also durften und sollten Frauen in der DDR nicht leben? Und welche Konsequenzen zog es nach sich, wenn Frauen in ihrem Erscheinungsbild, ihrem Verhalten, ihren Lebensentwürfen und ihren Äußerungen die Grenzen des staatlich und gesellschaftlich Zulässigen überschritten? Beide Fragestellungen, die nach dem „Unangepasst sein“ und die nach den darauffolgenden Sanktionen, waren bereits Gegenstand unserer vorhergehenden Veranstaltungsreihe zum selben Thema. Zu diesen Sanktionen zählten nicht nur Zersetzung, Verfolgung und Haft oder die Verwehrung von Ausbildungswegen seitens staatlicher Organe, sondern auch die soziale Ausgrenzung durch die DDR-Gesellschaft: verbale Angriffe auf der Straße, familiäre Konflikte, Druck und Ausgrenzung am Arbeits- oder Ausbildungsplatz. Ohne diese beiden Bereiche strikt trennen zu wollen, stellt sich an diesem Punkt die Frage, ob Frauen immer aus rein ideologischen Gründen marginalisiert wurden und ob nicht traditionale, überkommene Auffassungen von Geschlecht und von „Frau sein“ ebenso eine ausschlaggebende Rolle im Handeln einzelner Akteur*innen spielten.

Die erwähnte Veranstaltungsreihe „Unangepasst. Repressionserfahrungen von

Frauen in der DDR“ konnte zu vielen Frauengruppen neuere wissenschaftliche Studien vorstellen. Zu anderen Perspektiven und Erfahrungsräumen, wie etwa den Frauen in den Subkulturen oder den migrantischen Frauen, gab es bisher keine grundlegende Forschung. Einige dieser Leerstellen griffen wir mit der Forschungswerkstatt auf, um sie tiefergehend anhand von Quellen zu untersuchen. Diese Intention lässt sich am besten mit einer regionalhistorischen Herangehensweise einlösen. Die Begrenzung auf den Raum Ost-Berlin ermöglichte den Rückgriff auf gewachsene, bedeutende Quellensammlungen wie den Bestand GrauZone der Robert Havemann Gesellschaft, die Interviewsammlungen des FFBIZ Das feministische Archiv oder Quellenbestände, die zum Thema Haft an heutigen Gedenkstätten oder Erinnerungsorten entstanden sind. Hilfreich erwies sich auch hier der Rückgriff auf die Arbeit am Lernort Keibelstraße, am historischen Ort der ehemaligen Untersuchungsanstalt II des „Organs Strafvollzug“ im MdI. Die hier entstandene Interviewsammlung und in ihr die Erzählungen der inhaftierten Frauen über ihre Haftzeit, aber auch über den Grund ihrer Inhaftierung, waren ein wichtiger konzeptioneller Bezugspunkt für zwei der durchgeführten Workshops.

Das Projekt versteht sich als Initiative und Impuls für weitergehende Forschungen, denn das Thema kann nicht im Rahmen eines einjährigen Projekts hinreichend untersucht werden. Ziel des Projekts ist es, exemplarisch zu erproben, was relevante und richtungsweisende geschlechtsspezifische

Fragestellungen sein können: Wie und was fragen wir denn, wenn wir uns z.B. Frauen in den Subkulturen anschauen? Bekommen wir darauf die Antworten, die tatsächlich geschlechtsspezifisch sind? Welche Fragen kann man mit einem geschlechtsspezifischen Fokus noch stellen, etwa die nach Geschlechterverhältnissen? Und wie ist der geschlechtsspezifische Blickwinkel vor dem Hintergrund non-binärer Perspektiven zu bewerten?

Im Mittelpunkt des Projekts standen drei zweitägige Forschungsworkshops mit den folgenden Themen: I. Geschlechtsspezifische Erfahrungen von Frauen in Haft; II: Themen, Programmatik und Selbstverständnis des Arbeitskreises Homosexuelle Selbsthilfe Lesben in der Kirche; III: Frauen in der Ost-Berliner Punkszene. Zu diesen Themen wurden anfangs Fachinputs von Expert*innen angeboten, die in das jeweilige Thema einführten und allen Teilnehmenden einen vergleichbaren Wissensstand vermittelten. Im Rahmenprogramm der gesamten Veranstaltung fand außerdem ein professionell vorbereitetes Zeitzeug*innengespräch statt, in dem die Forschungsgruppen Fragen aus ihrer Forschungsarbeit an „ihre“ Zeitzeugin stellen konnten. Zudem wurden thematisch passende Projekte vorgestellt, die ebenfalls zu diesen Themen gearbeitet hatten. Alle drei Forschungsgruppen präsentierten in einer Abschlussrunde den anderen Gruppen ihre Arbeitsergebnisse und stellten gefundene Thesen, Aspekte und weiterführende Fragen zur Diskussion.

Im Folgenden werden die drei

durchgeführten Forschungsworkshops durch je ein Essay vorgestellt. Zu Beginn jedes Essays werden das Thema und der Forschungsstand vorgestellt, des Weiteren werden die ausgewählten Quellen und die Recherchewege beschrieben. Im Mittelteil jedes Essays soll ein Eindruck von der Analyse der Quellen und damit von der Arbeit in den Forschungsgruppen vermittelt werden. Dies geschieht in der Regel durch den detaillierteren, beispielhaften Blick auf eine konkrete Quelle. Im dritten Teil jedes Essays werden die Ergebnisse, aber auch Reflektionen jedes Workshops zu seinem Thema präsentiert. Diesen Essays folgt ein Bericht zur methodisch-didaktischen Umsetzung der Forschungsworkshops und damit auch zum wissenschaftlichen Vorgehen im Projekt. Das Projekt wurde als Citizen Science-Projekt konzipiert: interessierte und/oder vorgebildete Teilnehmende forschen ehrenamtlich und partizipativ in kleinen Gruppen. Der methodische Essay ordnet dieses Projektdesign noch einmal vor dem Hintergrund bisheriger ähnlicher Ansätze ein und vermittelt einen Eindruck vom Vorgehen in den einzelnen Workshops.

Über die Autor*innen

Ulrike Rothe ist Historikerin und Soziologin und als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Agentur für Bildung e.V. tätig. Ihre Schwerpunkte sind Oral History und geschlechtsspezifische Zugänge auf Geschichte.

Rebecca Hernandez Garcia studierte Geschichte und Philosophie an der Universität Hannover sowie berufsbegleitend Archivwissenschaften an der Fachhochschule Potsdam. Sie beschäftigt sich in den letzten Jahren verstärkt mit der Quellenlage und der Aufarbeitung der ostdeutschen Frauenbewegung und wirkte an verschiedenen Projekten mit.

Geschlechterspezifische Hafterfahrungen von Frauen. Bericht aus dem Forschungsworkshop I

Von *Rebecca Hernandez Garcia* und
Sandra Czech

Das Thema

Der Workshop beschäftigte sich mit geschlechterspezifischen Hafterfahrungen von Frauen in Berliner Haftanstalten. Im Fokus standen die Untersuchungshaftanstalt (UHA) am Präsidium der Volkspolizei in der Keibelstraße, die MfS-Untersuchungshaftanstalt Berlin-Pankow/Kissingenstraße, die Haftanstalt Berlin-Friedrichshain/Barnimstraße sowie die Strafvollzugsabteilung II Berlin-Köpenick/Grünauer Straße.

Zu der Thematik Hafterfahrungen von Frauen liegen einige Erfahrungsberichte von ehemaligen Gefangenen vor. Vor allem die Erlebnisberichte von Zeitzeuginnen aus Hoheneck, wie etwa die von Edda Schönherz oder Ellen Thiemann, sind hier zu erwähnen. Auch Sekundärliteratur zur Thematik Frauen in Haft lässt sich finden, wobei hier vor allem die Publikationen von Andrea Keller und Ines Veith hervorzuheben sind.

Durch die thematische Eingrenzung auf den Berliner Raum sowie explizit auf geschlechterspezifische Hafterfahrungen von Frauen schränkt sich das Angebot an Sekundärliteratur ein. In den bisher vorgelegten Publikationen zu den Untersuchungshaftanstalten des Ministeriums für Staatsicherheit in Berlin wird die Geschlechterspezifik meist nicht ausgearbeitet. Zu den reinen Frauengefäng-

nissen in Berlin – dem Gefängnis in der Barnimstraße und zum späteren Gefängnis in der Grünauer Straße – gibt es kaum Studien. Daher stützten wir uns im Workshop vor allem auf zwei Texte: Zum einen auf den Artikel von Sandra Czech zur Grundlagenforschung zum ehemaligen Frauengefängnis in der Grünauer Straße und zum anderen auf das Buch von Claudia v. Gélieu zum Gefängnis Barnimstraße.

In Anbetracht der noch existierenden Gefangenenakten aus dem Gefängnis Grünauer Straße wäre eine Untersuchung der geschlechterspezifischen Hafterfahrungen von Frauen speziell in Berlin aber auch DDRweit (hier unter Einbeziehung des Frauengefängnisses Hoheneck) wünschenswert.

Recherchewege und Quellenauswahl

Insgesamt wurden den Teilnehmerinnen sechs Quellen zur Analyse angeboten, die zu Beginn des Workshops kurz vorgestellt wurden. Bei den Quellen 1–3 handelt es sich um eine Quellensammlung zu Gabriele Stock. Gabriele Stock wurde am 13. Februar 1951 in Berlin geboren. Am 10. August 1969 unternahm sie einen Fluchtversuch in Bulgarien und wurde dabei festgenommen. Sie wurde verhaftet, saß zunächst in Bulgarien in U-Haft, wurde dann zur weiteren U-Haft in verschiedene Berliner Haftanstalten verlegt und saß dann ihre Haftstrafe bis 1971 in der Haftanstalt in Berlin/Barnimstraße ab.

Die Quellensammlung umfasst die Dokumentation „Haftanstalten und Bedingungen in der DDR im Zeitraum 1965 bis 1975“. Es handelt sich um einen Bericht von Gabriele

Stock aus ihren eigenen Erfahrungen sowie aus Informationen von anderen Personen, zum größten Teil von ehemaligen Häftlingen. Es werden Erfahrungen von Frauen aus fünf Haftanstalten geschildert, inklusive der beiden, in denen Gabriele Stock selbst inhaftiert war. Des Weiteren wurden den Teilnehmerinnen Kopien der Akte von Gabriele Stock aus dem Stasi-Unterlagenarchiv des Bundesarchivs (BArch) sowie eine Sammlung ihrer Zeichnungen vorgelegt, die sie selbst zusammengestellt und kommentiert hat. Die Zeichnungen thematisieren ihre Haftzeit in den Gefängnissen Berlin/Barnimstraße und Berlin-Pankow/Kissingenstr. und sind mit persönlichen Anmerkungen versehen.

Als vierte Quelle wurden den Teilnehmerinnen verschiedene Haftakten aus dem Gefängnis Grünauer Straße aus dem Landesarchiv Berlin vorgestellt. Aus rund 45 Haftakten wurden exemplarisch sechs Akten aus den 1980er Jahren ausgewählt, die belegen, wie Frauen wegen des „Asozialen“-Paragraphs / § 249 StGB der DDR verurteilt wurden. Die Haftakten verfügen in der Regel über denselben Aufbau und beinhalten: Aufnahmebogen, Entlassungsschein, Standarduntersuchungsbogen, Dienst- bzw. Arbeitsunfähigkeits-Nachweiskarte, Begleitschein zur histologischen Untersuchung, Behandlungskarte, Effektnachweis für Verhaftete und Strafgefangene, Erziehungsprogramme sowie wesentliche Persönlichkeitsmerkmale, diverse Erklärungen der Frauen, Einschätzungen über die Häftlinge sowie Rechnungen/Zahlungsaufforderungen, die

in der Haftzeit aufgelaufen sind.

Erweitert wurde die Quellenauswahl zur Grünauer Straße durch eine Akte einer Inoffiziellen Mitarbeiterin (IM) des Ministeriums für Staatssicherheit, die dem Stasi-Unterlagenarchiv des Bundesarchivs entnommen wurde. IM „Britta“ war selbst im Strafvollzug Grünauer Straße inhaftiert und wurde während ihrer Haftzeit gezielt vom Ministerium für Staatssicherheit angeworben, um andere inhaftierte Frauen zu bespitzeln.

Bei der letzten Quelle handelt es sich um ein Zeitzeuginnen-Interview mit Sylvia Teichgräber. Den Workshopteilnehmerinnen wurden das transkribierte Interview sowie ein biographischer Kurzfragebogen zur Verfügung gestellt. Sylvia Teichgräber war eine Woche in der Haftanstalt Berlin-Pankow/Kissingenstraße inhaftiert, von April bis August 1974 in der UHA II Keibelstraße und von August bis November 1974 in der Strafvollzugsabteilung Grünauer Straße.

Des Weiteren wurden den Teilnehmerinnen das Strafgesetzbuch der DDR von 1974 sowie ein Abkürzungsverzeichnis zum Umgang mit Akten des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit ausgehändigt.

Forschungsprozess

Nach der ersten Sichtung der Quellen erhielten die Teilnehmerinnen eine Übersicht zu den Quellen sowie Hintergrundinformationen zu ihrer Auswahl und zum Prozess der Findung. Mit Hilfe einer Mind-Map näherten sie sich der Frage: Was bedeutet „geschlechterspezifisch“ im Allgemeinen und in

der Haft im Besonderen? Die Teilnehmerinnen erarbeiteten diverse Schlagwörter: Hygiene (Menstruation), Sexualität, Schönheit, Mutter-Kind-Beziehung, Gewalt zwischen Strafgefangenen und dem Strafaufsichtspersonal, Geschlechtskrankheiten, Unterschied zwischen U-Haft und Strafvollzug sowie Hierarchie in der Zelle. Nach diesen geschlechterspezifischen Themenkomplexen wurden die Quellen anschließend betrachtet und analysiert.

Die Workshopteilnehmerinnen wählten individuell aus, welche Quellen sie näher analysieren wollten. Sie befassten sich jeweils mit der Entstehungszeit und dem Entstehungsort, der Verfasserin bzw. dem Verfasser sowie mit der Überlieferungsgeschichte der ausgewählten Quelle. Auch die Frage der Glaubhaftigkeit der Quelle wurde dabei nicht außer Acht gelassen. Gerade die Quellensammlung von Gabriele Stock, im speziellen die Dokumentation „Haftanstalten und Bedingungen in der DDR im Zeitraum 1965 bis 1975“, wurde kritisch hinterfragt. Oft ist in der Narration dieser Dokumentation nicht klar zu unterscheiden, was ihrer persönlichen Erfahrung in der Haft und welche Details aus Berichten und Erzählungen anderer Insassinnen stammen. Dennoch sind die Schilderungen aus dieser Dokumentation sehr aufschlussreich und für die weitere Auseinandersetzung mit dem Thema von Relevanz.

Die Haftakten aus dem Strafvollzug Grünauer Straße wurden von den Teilnehmerinnen am gründlichsten betrachtet. Sie beinhalten u.a. Gerichtsurteile, Behandlungskarten,

Erklärungen der Insassinnen und private Briefe. Diese Vielfalt an Dokumenten ließ eine differenzierte Betrachtung der Quellen nach geschlechterspezifischen Fragestellungen gut zu. Die IM Akte „Britta“ ergänzte das Bild zu den Haftbedingungen im Strafvollzug Grünauer Straße.

Neben Gabriele Stocks Zeichnungen fand in den Betrachtungen der Teilnehmerinnen das Interview mit Sylvia Teichgräber am wenigsten Beachtung, da die Hafterfahrungen in der Grünauer Straße nur einen geringen Raum in ihren Schilderungen einnehmen. Umfangreicher waren hier die Erfahrungsberichte zu den UHA Keibelstraße und Kissingenstraße. Da die Fokussierung auf dem Strafvollzug und nicht auf der U-Haft lag, wurde das Interview für die weiteren Betrachtungen weitestgehend vernachlässigt. Im Anschluss an die Quellenanalyse präsentierten die Teilnehmerinnen ihre Ergebnisse sowie die quellenübergreifende Auswertung.

Zum Thema Hygiene fanden sich mehrere Hinweise in den Quellen. So befindet sich in einer Haftakte eine Schilderung über einen entwendeten Damenslip. Die Insassin gab laut Aktennotiz als Grund für die Entwendung an, sie habe keine saubere Unterwäsche mehr besessen. Auch in den Schilderungen von Gabriele Stock finden sich immer wieder Ausführungen über den Mangel an Hygieneartikeln wie Seife, Zahnpasta und ähnliches, da diese nur von dem wenigen „Taschengeld“ in Form von Marken erworben werden konnten. Des Weiteren geben die Behandlungskarten, die in jeder

Haftakte zu finden sind, indirekt Aufschluss über die hygienischen Bedingungen der Frauen in Haft. Oft genannte Beschwerden der Frauen waren Blähungen, Schwindel, Zahnprobleme, Durchfall und Juckreiz, die zum einen auf die Mangelernährung und zum anderen auf die fehlenden Kosmetikartikel zurückzuführen sind. Zudem erscheinen in fast allen Haftakten Einträge über Geschlechtskrankheiten bei den Frauen, allerdings stammen diese Angaben aus Dokumenten, die bereits vor dem Haftantritt angefertigt wurden.

Immer wieder wird in den Quellen die Haftkleidung erwähnt, die als graue, farblose Einheitskleidung beschrieben wird. So versuchten die Frauen durch Veränderungen der Frisur, sich etwas Individualität zu bewahren; eine Haftakte enthält sogar eine Anleitung zum Haarschneiden. Auch das Fehlen von Spiegeln oder Nagelscheren wird oft beklagt.

Zum Thema Sexualität ist einiges in den Quellen zu finden, die wiederholt Beziehungen zwischen inhaftierten Frauen dokumentieren. In einer Haftakte etwa ist von einer Beziehung zwischen zwei Frauen in Form einer „Vorkommnismeldung“ zu lesen. Eine Frau ließ sich über Nacht in der Zelle ihrer Partnerin einschließen und beging damit einen Disziplinarverstoß. Des Weiteren finden sich viele private Briefe in den Akten. In einem Fall handelte es sich um Liebesbriefe einer Insassin an eine ehemalige Insassin. Aus der IM-Akte „Britta“ ergab sich, dass IM „Britta“ speziell aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und körperlichen Attraktivität

angeworben wurde.

Zum Thema Mutter-Kind-Beziehung und/oder Schwangerschaft wurde in den vorliegenden Akten kaum etwas gefunden. In einer Haftakte wird eine Schwangerschaft zwar erwähnt, aber nähere Angaben und klärende Umstände nicht weiter schriftlich erläutert. Ähnlich verhält es sich mit der Thematik Hierarchie in der Zelle. Auch hier konnten in den exemplarisch untersuchten Akten kaum Anhaltspunkte ausgemacht werden.

Schlussfolgerungen und Thesenentwicklung

Alle ausgewählten Quellen enthalten Schilderungen zu geschlechterspezifischen Hafterfahrungen von Frauen, wie sie eingangs anhand von Schlagwörtern vermutet wurden. Vor allem die Themen Hygiene, Schönheit und Sexualität traten in der Betrachtung der Quellen deutlich hervor. Die hygienischen Bedingungen in Haft waren für die Frauen kaum zu ertragen. Der Mangel an Unterwäsche und Hygieneartikeln ist hier nur ein Aspekt. Hinzu kam der Verlust jeglicher Individualität durch die vom Strafvollzug ausgegebene Einheitskleidung.

Viele Frauen gingen in ihrer Haftzeit Liebesbeziehungen zu mitinhaftierten Frauen ein. Zahlreiche Briefe in den Akten sowie Aktenvermerke über Beziehungen zwischen den Insassinnen belegen dies. Dabei unterhielt zwar mindestens eine Insassin schon vor ihrem Haftantritt gleichgeschlechtliche Beziehungen, doch die Mehrheit der Frauen ging diese sexuellen Beziehungen wohl eher

in Ermangelung männlicher Sexualpartner bzw. aus Sehnsucht nach körperlicher Nähe ein.

Das Thema Geschlechtskrankheiten ist in fast allen untersuchten Akten äußerst präsent. So wurde bei fast allen nach Paragraph 249 verurteilten Frauen im Urteil auch ein Verstoß gegen das „Gesetz zur Verhütung und Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten“ vermerkt. Hier wird eine Geschlechterspezifität erkennbar, da bei verurteilten Männern der Paragraph 249 vergleichsweise selten im Zusammenhang mit dem Gesetz bzgl. Geschlechtskrankheiten angewendet wurde.

Auch die Zeit nach und vor der Haft muss näher beleuchtet werden. Lässt sich hier eine Geschlechterspezifität auch bereits vor der Haftzeit feststellen d.h. gab es eventuell geschlechterspezifische Haftgründe und geschlechterspezifische Urteile? Die Quellen belegen die These von Steffi Brüning, laut der Frauen, die sich nicht in das sozialistische Arbeitsleben einfügten und nicht in einer langjährigen monogamen Beziehung lebten, eher mit der Bezeichnung „häufig wechselnde Geschlechtspartner (HWG)“ diffamiert wurden, während derartiges bei Männern zwar nicht gern gesehen, aber wohl als normal angesehen wurde. Interessant wäre auch weiterführend zu untersuchen, wie diese Urteile in ihrer Kombination sich auf die Zeit nach der Haft und gegebenenfalls speziell auf den Prozess der Wiedereingliederung auswirkten.

Weiterführende und offengebliebene Fragen

Die Frage nach geschlechterspezifischen Haftverfahren von Frauen lässt sich in umfassenderer Form nur im Vergleich beantworten. Das Heranziehen von Haftakten männlicher Insassen im Strafvollzugssystem der DDR wäre hier angebracht und als notwendig zu erachten. Auch eine Gegenüberstellung zu den Haftbedingungen von Insassinnen in Gefängnissen der Bundesrepublik bis 1989/90 wäre wünschenswert. Auf den Unterschied zwischen den Untersuchungshaftanstalten und dem DDR-Strafvollzug konnte im Workshop noch einmal hingewiesen werden. Im Gegensatz zum Frauenstrafvollzug gab es in den Einrichtungen des Ministeriums für Staatssicherheit männliche Wärter. Warum diese in den Untersuchungshaftanstalten zugelassen waren, im Strafvollzug jedoch nicht, musste bei der vorliegenden Quellenlage zunächst offenbleiben.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass weitere Quellen herangezogen werden müssen, um fundiertere und umfassendere Aussagen zu geschlechterspezifischen Haftverfahren treffen zu können. Insbesondere die Problematik der Langzeitfolgen einer Inhaftierung auf das weitere Leben der Frauen wäre eine nähere Untersuchung wert. Hatte die Haftzeit unter Umständen gerade bei jungen Frauen Auswirkungen auf die spätere Familienplanung? Gab es gegebenenfalls körperliche Folgewirkungen durch die hygienischen und medizinischen Bedingungen in der Haft, wie etwa das

Ausbleiben der Menstruation, Folgen der Vergabe von Medikamenten, die sich erst später beispielsweise in Form von Kinderlosigkeit zeigten? Im Workshop konnte eindeutig herausgearbeitet werden, dass in den Erfahrungsberichten der Frauen wie auch in den vorliegenden Akten die Bereiche Kosmetik, Haare, Kleidung einen besonderen Stellenwert einnehmen. Ob es sich hier um explizit geschlechterspezifische Erfahrungen handelt, die bei Männern keine größere Rolle spielten, kann nur unter Heranziehung weiterer Quellen in vergleichender Perspektive abschließend bewertet werden.

Quellen und weiterführende Literatur

Robert-Havemann-Gesellschaft/Archiv der DDR-Opposition/unterzeichnete Sammlung Gabrielle Stock

Landesarchiv Berlin/ C Rep. 329

Steffi Brüning: Prostitution in der DDR. Staatliche Repressionen gegen unangepasste Frauen, <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/14971>, letzter Zugriff am 29.03.2022

Sandra Czech: Das DDR-Frauengefängnis in der Grünauer Straße in Berlin-Köpenick – Erkenntnisse der ersten Grundlagenforschung, in: Zeitschrift des Forschungsbundes SED-Staat, Nr. 46/2020, S. 26–40

Claudia v. Gélieu: Frauen in Haft. Gefängnis Barnimstraße. Eine Gefängnisgeschichte, Berlin 1994.

Andrea Keller: „Ich kann von dieser Zeit nicht schwarz, nicht weiß erzählen“: Frauen in Bautzen zwischen 1940 und 1950, Bautzen 1996.

Edda Schönherz: Die Solistin. Roman einer Frau, die von Deutschland nach Deutschland wollte, Berlin 2013.

Ellen Thiemann: Stell Dich mit den Scherzen gut. Erinnerungen an die DDR. Meine Wiederbegegnung mit dem Zuchthaus Hoheneck, München 1990.

Ines Veith: Klipp, Klapp, Holz auf Stein. Frauen in politischer Haft, Hoheneck 1950–1989, Berlin 1996.

Über die Autor*innen

Rebecca Hernandez Garcia studierte Geschichte und Philosophie an der Universität Hannover sowie berufsbegleitend Archivwissenschaften an der Fachhochschule Potsdam. Sie beschäftigt sich in den letzten Jahren verstärkt mit der Quellenlage und der Aufarbeitung der ostdeutschen Frauenbewegung und wirkte an verschiedenen Projekten mit.

Sandra Czech, Historikerin, Grundlagenforschung zum DDR-Frauengefängnis Grünauer Straße für die Stiftung Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen; aktuell wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Union der Opferverbände Kommunistischer Gewaltherrschaft e.V.

Themen, Programmatik und Selbstverständnis des Arbeitskreises Homosexuelle Selbsthilfe Lesben in der Kirche. Bericht aus dem Forschungsworkshop II

Von Judith Geffert und Ulrike Rothe

Das Thema

Die Gruppe „Lesben in der Kirche“ (LiK) entstand 1982 innerhalb des neuen Ost-Berliner Arbeitskreises Homosexuelle Selbsthilfe. Einige der Frauen engagierten sich in der DDR-Friedensbewegung und der Initiative Frauen für den Frieden, bevor sie sich wieder abspalteten und eine eigenständige Gruppe bildeten. Die Geschichte der LiK als erste und bis etwa 1985 einzige Lesbengruppe in der Frauenbewegung der DDR ist im Vergleich zu anderen Frauen- und Lesbengruppen relativ gut aufgearbeitet. Einführende Essays zu den LiK aus dem aktuellen Forschungsprojekt der Kulturwissenschaftlerin Maria Bühner bietet das Digitale Deutsche Frauenarchiv (Bühner, Feministisch, 2018). Zu nennen sind zudem die Ausstellung „Rosarot in Ost-Berlin. Er kämpfte Räume im Umbruch“ am Schwulen Museum in Ost-Berlin, Zeitzeug*innen- und Expert*innengespräche (etwa an der Gedenkstätte Berliner Mauer oder am Lernort Keibelstraße) und natürlich die Oral History-Projekte am FFBIZ Das Feministische Archiv, in denen Interviews mit ehemaligen Akteur*innen geführt und digital präsentiert werden.

Dank dieser und weiterer Erzählungen über die nach ihrem Treffpunkt benannten „Gethsemanelesben“ kennen wir einzelne Akteur*innen, die Orte und die Bedingungen ihres Wirkens, haben eine Vorstellung von den Strukturen und Aktionen dieser Gruppe und können ihre Position in der Gemengelage der oppositionellen Szene einordnen. Ihre Bedeutung als im Vergleich zu anderen Frauengruppen radikal bzw. konsequenter feministisch denkende Formation ist kein der öffentlichen Wahrnehmung völlig fremdes Insiderwissen mehr. Der Forschungsworkshop setzte hier an mit dem Ziel, einen Schritt weiterzugehen und tiefergehend zu fragen: Worin bestand das radikale feministische Denken und Agieren der LiK? Was waren ihre Ideen und Forderungen in ihren programmatischen Schriften?

Das von Maria Bühner aufgegriffene Zitat aus einem zentralen Dokument der Gruppe „Wir haben einen Zustand zu analysieren, der uns zu Außenseitern macht“ (Bühner, Zustand, 2017) ließ uns erkunden, wie sie die DDR-Gesellschaft und das Leben als Frauen und Lesben in ihr analysiert haben. Das zentrale Motiv der Gruppe, nämlich den Prozess der Marginalisierung von Lesben in der DDR zu benennen und die eigene Identität mit Hilfe der Gruppe erst einmal zu finden, sollte auch hinsichtlich eines kritischen Potentials befragt werden, das die Situation aller Frauen in der DDR-Gesellschaft spiegelt und widerständig bewertet.

Recherchewege und Quellenauswahl

Resultierend aus dieser skizzierten

Fragestellung waren vor allem die Schriften und Dokumente aus der Arbeit der Lesben in der Kirche – interne Programmatiken, Plakate, Flugblätter oder Veröffentlichungen im oppositionellen Rahmen (graue Literatur, kircheninterne Verlautbarungen) – von Interesse. Die wichtigste Anlaufstelle dafür sind die Bestände der GrauZone der Robert Havemann Gesellschaft, der größten und bedeutendsten Sammlung zur DDR-Frauenbewegung. Erneut „gefunden“ wurde hier das bekannte und im Digitalen Deutschen Frauenarchiv bereits veröffentlichte 15-seitige Arbeitspapier aus der Feder von Marina Krug und Gabi Baum. Dieser Text hat den Charakter eines Grundsatzpapiers, das im November 1983 – und damit früh nach Entstehen der Gruppe – innerhalb des programmatisch tätigen Vorbereitungskreises diskutiert und dann von zwei Frauen verfasst wurde.

Als sehr gut für einen zweitägigen Workshop geeignet erwies sich das anderthalbseitige Dokument „das schweigen der frauen ist die macht der männer“, das am Stand der LiK auf der Friedenswerkstatt 1984 ausgelegt wurde. Das Papier wurde nach Auskunft der Zeitzeugin Bettina Dziggel vorab im Vorbereitungskreis der LiK diskutiert und dann von Claudia Radzioch verfasst. Es liefert eine Zustandsbeschreibung von Gewaltverhältnissen, denen Frauen zum Opfer fallen, und erhebt angesichts dessen anschließend Forderungen.

Neben weiteren Funden erwies sich das Dokument „Gespräch“ vom 8. März 1985 aus dem Bestand von Marina Krug als sehr in-

teressant: Sechs Frauen aus dem Vorbereitungskreis, die bekanntesten Namen aus der Anfangszeit der LiK, diskutieren über ihr feministisches Selbstverständnis, über die Bedeutung feministischen Engagements und was unter einer Frauenbewegung zu verstehen ist. Dieses Dokument mutet zwar wie ein Gesprächstranskript an, zeigte dem Forschungsworkshop jedoch seine Grenzen auf, denn trotz komplexer Bemühungen im Vorfeld konnte der Entstehungszusammenhang nicht entschlüsselt werden.

Eine weitere aussagekräftige Quelle stellen die Halbjahresprogramme der regelmäßig stattfindenden Gesprächsabende und Veranstaltungen dar, die vom Vorbereitungskreis organisiert wurden.

Interviews mit den Protagonist*innen bieten ebenfalls eine wichtige Quellengruppe, allerdings stand früh fest, dass sie – in Auszügen – nur ergänzend oder illustrierend herangezogen werden können, denn die vorhandenen umfänglichen Textquellen sollten im Zentrum des Workshops stehen. Von den Interviews, die in den letzten Jahren vom FFBIZ Das feministische Archiv geführt wurden, lieferte das mit Marinka Körzendörfer wichtige Kontextinformationen zu einzelnen ausgewählten Schriftquellen.

Der Forschungsprozess

Anhand der Quelle „das schweigen der frauen ist die macht der männer“ soll im Folgenden unser Vorgehen exemplarisch beschrieben werden. Um uns der Quelle zu nähern, bestimmten wir zunächst die äußeren Parameter – das Was, Wer, Warum? –, um dann

tiefer in die Textarbeit einzusteigen. Der mit Schreibmaschine geschriebene Text lässt sich inhaltlich in drei Teile einteilen. Zuerst werden die Motive der Autorin benannt – über Gewalt gegen Frauen und Mädchen öffentlich zu sprechen und somit die Tabuisierung des Themas durch Staat und Gesellschaft zu kritisieren sowie den Austausch unter betroffenen Frauen zu fördern. Das öffentliche Sprechen wird als Möglichkeit verstanden, sich aktiv gegen die Gewalt zu wehren. Zweitens werden Formen der Gewalt gegen Frauen analysiert, die als Mittel zur Aufrechterhaltung patriarchaler Macht beschrieben wird. Dabei manifestiert sie sich auf körperlicher und psychischer Ebene, sowohl in Form von Geschlagen werden und Vergewaltigungen als auch von Beschämung von Frauen, die Gewalt erfahren haben. Sie zeigt sich im öffentlichen Verschweigen der Thematik, in der Abwesenheit von Beratungsstellen oder belastbarer Forschung, in der Allgegenwart von alltagssexistischen Handlungen und in der Sprache, in der Frauen nicht benannt oder objektiviert werden. In einem dritten Teil stellt die Autorin Forderungen: Öffentliche Untersuchungen zu Gewalt gegen Frauen und Mädchen, die Entwicklung von Strukturen wie Frauenhäusern, Frauennachttaxis und Beratungsstellen und vor allem das Schaffen von Räumen („räume, räume, räume, für frauen“), in denen Austausch geschehen und Selbstverteidigung geübt werden kann. Am Ende des Dokuments steht Radziochs Adresse mit der Bitte um Kontaktaufnahme, um gemeinsam zu überlegen, wie die ge-

nannten Forderungen durchgesetzt werden könnten.

So aufschlussreich diese inhaltliche Beschreibung ist, so wenig verrät die Quelle, welche Rolle der Text für die weitere Arbeit der LiK gespielt hat, ob er auch auf anderen Veranstaltungen als der Friedenswerkstatt zirkulierte und ob der Aufruf zur Kontaktaufnahme erfolgreich war. Um also nicht nur zu mutmaßen, zogen wir die Programmzettel der LiK aus den Jahren 1984 bis 1990 hinzu. Dort tauchen die Inhalte des Flugblatts regelmäßig auf: Sowohl in den Programmankündigungen, wo immer wieder von „Sprechen statt Schweigen“ oder „Wehren wir uns gemeinsam“ die Rede ist, als auch in wiederkehrenden Gesprächsveranstaltungen zu „Gewalt gegen Frauen“ (19. Mai 1985, 11. Mai 1989), oder zu Vorträgen wie dem von Bärbel Klässner zum Thema „Das Deutsche als Männersprache“ (10. Dezember 1987). Dass es zudem auch eine Selbstverteidigungsgruppe gegeben hat, zeigt ein Foto aus dem Jahr 1986, auf dem zwei Frauen sich mit erhobenen Fäusten gegenüberstehen.

Schlussfolgerungen und Thesenentwicklung

Die Quellenanalyse erfolgte in Kleingruppen. Dabei begleiteten uns folgende Fragestellungen: Welche (queer-)feministischen Ideen und Forderungen formulierten die LiK und was verstanden sie unter Feminismus? Wie beschreiben sie den Prozess ihrer eigenen Marginalisierung als Lesben in der DDR und wie versuchen sie, diese

Marginalisierung zu überwinden? Wie betrachten und wie beschreiben sie die DDR-Gesellschaft und das Leben von Frauen in ihr?

Anschließend trafen wir uns in großer Runde, um unsere Ergebnisse zu diskutieren. Eine zentrale Frage, die sich uns stellte, war die nach der Bedeutung von Feminismus für die Lesben in der Kirche. Sahen sie sich selbst als feministisch? Die Standpunkte dazu waren widersprüchlich: Im Zeitzeug*innengespräch, das im Rahmen der Forschungswerkstatt durchgeführt wurde, konnten wir Bettina Dziggel als wichtige Akteurin der LiK direkt fragen und erhielten die Antwort, dass sich die LiK nicht als Feminist*innen verstanden hätten, obgleich sie sich auf „feministisches Terrain“ begaben. Die in den Arbeitspapieren besprochenen Themen seien hauptsächlich in den Vorbereitungskreisen diskutiert worden und in der großen Gruppe kaum auf Interesse gestoßen. In den gesichteten Quellen hingegen taucht der Begriff „Feminismus“ immer wieder auf. Und auch die Themen der LiK finden sich in heutigen feministischen Diskursen wieder.

In unserer Forschungsarbeit konnten wir herausarbeiten, dass sich die feministische Dimension der LiK vor allem in ihrem kritischen Blick auf die DDR-Gesellschaft spiegelte. Die LiK sahen die DDR als einen patriarchalen und gewaltvollen Staat an, in dem Frauen alltäglich die Unsichtbarkeit ihrer Bedürfnisse und realen Erfahrungen erlebten. Sie benennen die Mehrfachmarginalisierung von Lesben: u.a. als Frauen in einer

patriarchalen Gesellschaft, als Homosexuelle in einer heteronormativen Gesellschaft und nicht zuletzt als homosexuelle Frauen, die in dieser Gesellschaft noch einmal unsichtbarer sind als homosexuelle Männer.

Als feministische Strategien, mit denen die LiK diesem gewaltvollen System entgegenzuwirken versuchten, konnten wir folgende benennen: Sie analysierten die herrschenden Verhältnisse und versuchten, nach ihren Möglichkeiten Wissen zu generieren, nachzuforschen und sich zu bilden. Sie nutzten das private Sprechen (im Gesprächskreis) und das öffentliche Sprechen (auf Tagungen, auf Friedenswerkstätten) über tabuisierte und marginalisierte Themen als wichtige Strategie, um die Isolation zu durchbrechen, mit der viele Lesben und Frauen konfrontiert waren. Und sie schufen sich selbst Strukturen, an denen es mangelte, wie Gesprächskreise, Beratungsangebote oder Selbstverteidigungskurse. Auch wenn diese Arbeit unter den politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten der DDR, etwa staatlichen Repressionen, knappen finanziellen Ressourcen und einer hohen Fluktuation von Teilnehmenden in der Gruppe, nur in einem eng abgesteckten Rahmen gelingen konnte, verstehen wir die theoretische und praktische Arbeit der Lesben in der Kirche als feministische Arbeit. Die Positionspapiere, die wir analysieren durften, wirkten direkt und indirekt in die Gruppentreffen hinein und konnten so bei jeder einzelnen Teilnehmerin einen Selbst-erkenntnisprozess in Gang setzen.

Durch diese Arbeit konterkarierten die

Lesben in der Kirche das Bild der angeblich gleichberechtigten Frau in der DDR und stellten den patriarchalen Staat und die patriarchale Gesellschaft in Frage. In der Quelle „Gespräch“ wird deutlich, dass das auch den Teilnehmer*innen der LiK bewusst gewesen zu sein scheint, wenn eine von ihnen sagt: „Eine Frauenbewegung, die hier entstehen würde, würde ja die bestehende Gesellschaft jetzt hier in Frage stellen.“ (Gespräch 1985, S.19)

Weiterführende und offengebliebene Fragen

Die Untersuchung der LiK auf ihre feministische Dimension hin zeigt, dass die Weitergabe feministischen Wissens prekär ist. So hat uns erschüttert, wie aktuell der Text „das Schweigen der Frauen ist die Macht der Männer“ fast 40 Jahre später noch immer ist. Bei dem Versuch der LiK, eine öffentliche Diskussion über (sexualisierte) Gewalt gegen Frauen und Kinder, insbesondere über Gewalt in der Ehe, in Gang zu setzen, handelt es sich um Pionierarbeit.

In der DDR gab es um dieses Thema keinerlei Diskurs, wie Bettina Dziggel in einem Vorgespräch zum Workshop betonte. Ende der 80er Jahre wurde diese Arbeit von den in der Frauentestube Weimar aktiven Frauen in Form einer selbstorganisierten qualitativen Befragung weitergeführt. Dieser Text lässt außerdem vermuten, dass sich die Lesbengruppen in der DDR als Teil der Frauenbewegung verstanden und sich in ihrer Radikalität nicht ausschließlich auf das eigene Lesbischsein beschränkt haben.

Was aus den Quellen nicht deutlich wird ist, inwiefern in der Lesbengruppe wiederum Ausschlüsse produziert wurden. Wie steht es mit innerhalb der Community marginalisierten Menschen wie Müttern, trans Personen, Schwarzen Frauen, Butches, Bisexuellen? Welche aus heutiger Sicht intersektional einzuordnenden Thematiken waren damals präsent bzw. unsichtbar?

Einen kritischen Blick richten wir auf unsere eigene in der Forschungsarbeit eingenommene Perspektive. Wir sehen das Risiko, die Bedeutung von Quellen überzubewerten oder ihnen anachronistische Interpretationen überzustülpen, indem wir Begriffe anwenden, die in den 80er Jahren in der DDR eine ganz andere Bedeutung hatten oder die erst viel später in einem westdeutschen/US-amerikanischen Kontext geprägt wurden (wie z.B. der Begriff „queerfeministisch“). Hohe Erwartungen und Ansprüche an eine ostdeutsche Lesbengruppe, die sich ja nur in einem gewissen Rahmen entwickeln konnte, können uns außerdem den Blick verstellen auf das, was die Frauen der LiK tatsächlich geleistet haben.

Einen lohnenswerten weiteren Forschungsansatz sehen wir in einer diskursanalytischen Betrachtung der Quellen rund um die LiK: Welche Begrifflichkeiten wurden verwendet und was bedeuteten sie im damaligen Kontext? Woran orientierten sich die LiK und in welchen Diskurs lassen sich ihre Texte einordnen? Weiterhin sehen wir Forschungspotential in einem vergleichenden Blick zwischen der ostdeutschen und der westdeutschen Frauen- und

Lesbenbewegung. Allerdings sollte die westdeutsche Bewegung nicht als Blaupause erhalten, gegen die die Spezifika der ostdeutschen Bewegung abgeglichen werden. Wünschenswert wäre ein anerkennender Forschungsblick auf beide Bewegungen, um die Ausprägungen von patriarchalen Strukturen in verschiedenen Gesellschaftssystemen besser analysieren zu können.

Quellen und Literatur

Maria Bühner: Feministisch, lesbisch und radikal in der DDR: Zur Ost-Berliner Gruppe Lesben in der Kirche, <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/feministisch-lesbisch-und-radikal-der-ddr-zur-ost-berliner-gruppe-lesben-der-kirche>, letzter Zugriff: 9.02.2022

Maria Bühner: „[W]ir haben einen Zustand zu analysieren, der uns zu Außenseitern macht.“ Lesbischer Aktivismus in Ost-Berlin in den 1980er-Jahren, in: Themenportal Europäische Geschichte, 2017, www.europa.clio-online.de/essay/id/fdae-1702, letzter Zugriff: 4.12.2021.

RHG/GZ_MKr_03_54-68: Lesben in der Kirche. Arbeitspapier des Arbeitskreises Homosexuelle Selbsthilfe, 15 S.

RHG/GZ_MKR_04_202: „das schweigen der frauen ist die macht der männer“, 2 S.

RHG/GZ_MKr_03_193-214: Gespräch 8. März 1985, 22 S.

RHG/GZ_SK_05_4-5, 8-10, 29-31, 34, 37, 40-43 Halbjahresprogramme

RHG_FO_GZ_2033: Gruppenabend in der Gethsemane-Gemeinde. Die private

Selbstverteidigungsgruppe stellt ihre Arbeit vor.

Über die Autorin

Judith Geffert hat Literaturwissenschaft und Osteuropastudien in Berlin und Frankfurt (Oder) studiert und arbeitet als freie Radioautor:in zu queerfeministischen und kulturellen Themen. Ihre Masterarbeit verfasste sie zu dem Thema „Lesbisch-feministische Gegenöffentlichkeit in der DDR und Umbruchszeit zwischen 1988 und 1990“.

Geschlechtsspezifische Erfahrungen von Frauen in der Ost-Berliner Punkszene. Bericht aus dem Forschungsworkshop III

Von Uta Nowak, Ulrike Rothe und Katja Sternberger

Thema und Stand der Aufarbeitung

Immer wieder konstatieren Autor*innen und ehemalige Akteur*innen, wie wenig Frauen – im Vergleich zur Überzahl der Männer – es in der DDR-Punkszene gab. Diese Relation spiegelt sich allerdings nur bedingt in der bisherigen Aufarbeitung wider, begannen doch nicht wenige ehemalige Punkerinnen bereits in den 1990er Jahren, den DDR-Punk und ihre eigene Punk-Biografie zu dokumentieren. Jana Schlosser etwa gab in verschiedenen Zusammenhängen Interviews und konnte auf diese Weise ihre persönliche Erzählung in das Bild, das wir vom DDR-Punk haben, einbringen. Die Untersuchung der Frage, ob es Spezifika weiblicher Erfahrungen in der DDR-Punkszene gab, die wissenschaftliche Analyse und Auswertung verschiedener Quellen dazu, steht jedoch noch an ihren Anfängen. Thomas Lichtenberger zeigt mit seiner sozialwissenschaftlichen Arbeit über Frauen im Punk, wie eine geschlechtsspezifische Betrachtung aussehen kann und welche substantiellen Erkenntnisse hieraus zu gewinnen sind.

Mit Blick auf unangepasste Frauen(-gruppen) in der DDR bilden die Frauen im Punk eine noch wenig bearbeitete Leerstelle. Es

bot sich daher an, das Forschungsfeld zunächst anhand ausgewählter Quellen zu erkunden. So war es eine zentrale Aufgabe der Forschungsgruppe, Teilthemen, Aspekte und Einzelfragen zu identifizieren.

Die Quellen

Richtungsweisend für die Quellenrecherche war die Entscheidung, nicht die Repressionserfahrungen in den Mittelpunkt zu rücken. Es sollte also nicht im Schwerpunkt anhand von Verhörprotokollen, Urteilschriften und Haftakten gearbeitet werden, sondern im Fokus standen vielmehr die Strukturen, das Geschehen, der Alltag und die Regeln innerhalb der Szene sowie biografische Zusammenhänge. Dementsprechend waren vor allem die Selbstaussagen der ehemaligen Protagonistinnen von Interesse. Dabei hat sich das Zeitzeuginnen-Interview als zentrale Quellenart erwiesen, da in den vorhandenen Archiven kaum andere Ego-Dokumente überliefert sind. Denn schriftliche Äußerungen wie Liedtexte oder Tagebucheinträge lieferten Repressionsorganen den praktikabelsten Vorwand, die Mitglieder der Szene zu verhaften und zu kriminalisieren. Aber auch Interviews mit ehemaligen Punkerinnen sind Mangelware, das gesuchte Archiv ist bis heute größtenteils in den Köpfen der ehemaligen Punks zu finden. Ein mehrstündiges Interview stellt hingegen eine Herausforderung für einen zweitägigen Forschungsworkshop dar. Wir wählten daher nur ein Interview für die nähere Analyse: das Interview mit Angela Kowalczyk, das am Lernort Keibelstraße (Agentur für Bildung) mit ihr geführt wurde. Da in

diesem Interview sehr ausführlich befragt wurde, wie die Zeitzeugin in die Punkszene kam und welche Erfahrungen sie dort machte, erschien es geeignet für den Workshop.

Mit den „Punk-Protokollen“ von Gilbert Radulovic wurde zusätzlich eine zeitgenössische Oral History-Quelle herangezogen, die von einer oppositionell orientierten Person im (kirchlichen) Umfeld des Ost-Berliner Punks erstellt wurde. Gilbert Radulovic führte 1982 mehrere Gespräche mit insgesamt sechs Ost-Berliner Punks, die er aufnahm, verschriftlichte und mit Bildmaterial ergänzte. Diese Quelle kann hier aus Platzgründen nicht ausführlicher vorgestellt werden, sie hat aber in Fachkreisen aufgrund der gut aufgearbeiteten Verfolgungserfahrung des Autors einen hohen Bekanntheitsgrad und ist mehrmals in verschiedenen Versionen veröffentlicht worden. Da es wenige schriftliche Überlieferungen aus der Punkszene selbst gibt, erschien diese Quelle sehr wertvoll, zumal zum Kreis der von Gilbert Radulovic interviewten Punks auch zwei weibliche Punks gehörten.

Da sich Punks sehr stark über Aussehen, Frisuren, Accessoires sowie über bestimmte Verhaltensformen definierten, war der Einbezug von Bild- bzw. fotografischen Quellen von Beginn an gesetzt. Die Leipziger Fotografin Christiane Eisler machte während der ersten Punkwelle Anfang der 1980er Jahre hauptsächlich in der Leipziger Punkszene Aufnahmen, aber auch in Ost-Berlin. Sie war nicht selbst Teil der Szene, aber als Künstlerin in ihrem Dunstkreis akzeptiert. Vor allem die beiden Frauen der Band

„Namenlos“, Jana Schlosser und Mita Schmal, fotografierte sie oft, da sie sie als die „beeindruckendsten Frauen“ der Punkszene betrachtete. Die Aufnahmen ermöglichen Schlussfolgerungen über Kleidungsstil und Frisuren, aber auch Rückschlüsse auf Habitus, Aktionen und Unternehmungen oder auch den Alltag der Punkfrauen.

Alle drei Quellen spiegeln die Zeit der ersten Punkwelle auf ihrem Höhepunkt im Jahr 1982, als Protagonistinnen wie Jana Schlosser oder Angela Kowalczyk im Ost-Berliner Punk angekommen waren und nun ihre Lebenseinstellung voll entfalteteten, bevor sie verhaftet wurden. Diese erste Punkwelle erscheint bisher am besten dokumentiert, sicher nicht zuletzt aufgrund der massiven staatlichen Verfolgung und Zerschlagung, die fast zeitgleich einsetzte. Für einen ersten Zugang dazu, wie das Thema Geschlechtsspezifität im Punk aufgegriffen werden kann, erschien diese Zeitspanne daher am besten geeignet.

Innerhalb des Forschungsworkshops bildeten sich drei Kleingruppen, die jeweils eine der Quellen näher analysierten und interpretierten. Uta Nowak geht im Folgenden näher auf die Analyse des Interviews mit Angela Kowalczyk ein. Katja Sternberger berichtet danach über die Auswertung der Quellenanalysen.

Das Interview mit der ehemaligen Punkerin Angela Kowalczyk

Als Quellen standen sowohl das Transkript als auch der gefilmte Mitschnitt des Interviews zur Verfügung. Obwohl das Interview

in erster Linie mit der Absicht geführt worden ist, die Erfahrungen von Angela Kowalczyk in der Untersuchungshaftanstalt Keibelstraße und im Gerichtsverfahren aufzuzeichnen und somit erfahrene Unrecht zu dokumentieren, ermöglicht es darüber hinaus einen interessanten Einblick in die besondere Situation von einer als Punkerin marginalisierten Frau in der DDR.

Kowalczyk gehörte Anfang der 1980er Jahre als Minderjährige zur Berliner Punkszene. Sie kam 1982 wegen des Verteilens DDR-kritischer Flugblätter in Haft. Nach 1989 verarbeitete sie ihre Erfahrungen in mehreren Büchern und Interviews. Nach den in zeitlicher Nähe zum Ende der DDR entstandenen Veröffentlichungen wandte sich Frau Kowalczyk anderen Interessengebieten zu, so dass die am 13. Dezember 2019 entstandene Aufzeichnung ihrer Erinnerungen an die Punkzeit mit einem erheblichen zeitlichen Abstand zum Erlebten stattgefunden hat.

Erfahrungen in der DDR-Punkszene

Im Interview wird relativ ausführlich erfragt, wie Angela Kowalczyk zur Punkszene kam. Als Neue musste sie bestimmte Initiationsriten durchlaufen: Sie berichtet, dass zunächst niemand mit ihr redete, sie geringschätzige Blicke ertragen musste und ihr Szenewissen zu Namen von Punkbands getestet wurde. Nach Bestehen dieser Testphase bekam sie einen in der Szene gültigen Spitznamen. Dabei stellt Kowalczyk heraus, dass es sowohl Frauen gab, die aus eigener Motivation Zugang zur Szene suchten, als auch solche, die

als Freundin eines männlichen Punks mit der Gruppe in Kontakt kamen und die sich allmählich äußerlich den geltenden Codes angingen. Innerhalb der Punkszene wurden diese allerdings als Punkerinnen „zweiter Klasse“ betrachtet. Hier stellt sich die Frage, ob es einen wie auch immer gearteten Zusammenhalt unter Punkfrauen gab oder ob Status und Anerkennung in der männlich dominierten Punkgruppe für die weiblichen Punks wichtiger als alles andere waren. Es wäre interessant, diesem Spannungsfeld anhand weiterer Quellen nachzugehen.

Wie schon geschrieben markierten die Punks in der DDR, nicht anders als ihre Vorgänger*innen in Großbritannien oder westdeutsche Punks, ihre Zugehörigkeit und gleichzeitig ihre Abgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft durch einen besonderen Habitus. So erinnert sich die Zeitzeugin Kowalczyk im Gespräch an die Art und Weise der Herstellung ihrer eigenen Kleidung als Punkerin: Sie verarbeitete dazu Kleidungsstücke ihrer Eltern, schnitt das Jackett ihres Vaters auseinander, riss den Kragen einer alten Bluse ihrer Mutter ab und trug nur das Futter von Jacken. Auf diese Weise nähte sie sich aus dem Kleiderschrank ihrer Eltern ihren eigenen Stil zusammen. Dieser kreative Umgang mit sowohl männlich als auch weiblich konnotierten Zeichen in der Mode ist als spielerisch zu verstehen, selbst wenn man nicht aus den Augen verlieren darf, dass dieses Verfahren auch einer ökonomischen Notwendigkeit entsprach, da es in der DDR nicht möglich war, Punk-Mode zu kaufen. Inwiefern galt das Mischen

männlicher und weiblicher Symbole in der Kleidung nicht allein schon als Provokation in einer relativ homogenen DDR-Modewelt? Handelte es sich ferner um eine bewusste Provokation durch das Überschreiten von Geschlechtergrenzen?

Grenzüberschreitungen bezüglich geschlechterspezifischer Zuordnungen gab es, so wird im Zeitzeugengespräch deutlich, auch in anderen zum Habitus gehörenden Bereichen: So erzählt Angela Kowalczyk von einem hohen Alkoholkonsum, der in gleicher Weise Frauen und Männer betraf. Wenn die Punkerinnen den Vergleich mit den männlichen Punks nicht zu scheuen brauchten und sich mit ihnen messen konnten, beim Trinken mithalten konnten, so kann dies als Heraustreten aus dem Kreis dessen, was vielleicht von der Mehrheitsgesellschaft als angemessen betrachtet worden ist, gelesen werden. Eine andere Lesart ist jedoch auch möglich: Vielleicht handelte es sich auch um einen Angleichungsprozess an das männliche Bild auf der Suche nach Anerkennung. Inwieweit war es überhaupt möglich, ohne die Aneignung männlicher Attribute wie Härte etc. als Frau in der DDR-Punkszene zu bestehen?

Erfahrungen mit Vertreter*innen des DDR-Regimes

Im Zeitzeugengespräch bringt Frau Kowalczyk zum Ausdruck, dass die DDR-Volkspolizei keinen Unterschied in der Behandlung von Männern und Frauen machte. Der Störfaktor sei das öffentliche Erscheinungsbild gewesen („so wie wir aussahen“), unabhän-

gig von der geschlechtlichen Zugehörigkeit. Befragt zu Gewalterfahrungen bei Festnahmen durch die Sicherheitskräfte, gibt sie zudem an, selbst zwar nicht von der Polizei zusammengeschlagen worden zu sein, es jedoch von anderen Frauen zu wissen.

Zu Festnahmen kam es häufig, wenn wegen des Verstoßes gegen das Versammlungsverbot mehr als zwei Punks versammelt waren. Da die Frauen zahlenmäßig in der Minderheit waren, lief häufig nur eine Punkerin mit mehreren Punkkumpels zusammen durch die Straßen. Hier traf laut Kowalczyk die Frauen ein geschlechtsspezifischer Vorwurf: Die Tatsache, dass eine Frau mit mehreren Männern zusammenstand, wurde als Prostitution interpretiert oder zumindest wurde dies vorgegeben. Sie berichtet auch von Erfahrungen mit der Polizei, bei denen sie zum Abschminken gezwungen worden sind.

Es wäre zu diesem Teilthema hochinteressant, weitere Erfahrungsberichte auszuwerten, um ein umfassendes Bild vom Verhalten der DDR-Behörden zu Punkerinnen herausarbeiten zu können.

Ergebnisse des Forschungsworkshops

Für die Auswertung trugen alle drei Gruppen die Ergebnisse ihrer Analyse zusammen. Durch den Austausch und Vergleich konnten wir insgesamt fünf Themenfelder sowie jeweils erste Hypothesen herausarbeiten:

1. Aussehen / Outfit / Style

Die äußere Erscheinung und Präsentation

weiblicher Punks stellen ein zentrales Element in der Auswertung dar, die allerdings nicht allein als ein DDR-Spezifikum anzusehen ist. Punk kann ganz allgemein als *Möglichkeitsraum* verstanden werden, der auf Jugendliche in der DDR eine besondere Anziehungskraft ausgestrahlt haben muss. Als das Ausleben der Individualität wider die Kollektivität gewinnt diese Idee allerdings im sozialistischen Staat etwas Prägnantes. Das Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft sollte daher genauer betrachtet werden.

Eine Umkehr und Verdrehung von Schönheitsidealen und ein spielerischer Umgang mit einhergehenden geschlechtsspezifischen Erwartungen erwies sich als zentral für die Forschungsfrage. Hier fand eine Aneignung bestimmter Männlichkeitsattribute, aber auch eine Reinterpretation von Weiblichkeitsattributen statt. Kleidung und Frisur wurden u.a. durch eigenes Anfertigen und Schneiden individualisiert und ihrer geschlechtlichen Konnotation (teilweise) entzogen, teilweise aber auch bewusst sexuell besetzt.

2. Verhalten, Habitus, Szenecodes

Eine ähnliche These konnten wir auch in Bezug auf Verhalten und Habitus der Frauen aufstellen. In den Darstellungen der Interaktionen untereinander zeigten sich Handlungsmuster, die geschlechtsspezifische Weiblichkeitsnormen zu überschreiten schienen, darunter eine gewisse Coolness im Habitus, die Fähigkeit, sich physisch und verbal wehren zu können sowie ein ho-

her Alkoholkonsum. Solche szenetypischen Verhaltensweisen nahmen Einfluss auf die soziale Anerkennung und den Status innerhalb der Szene. Die Frauen in der Punkszene wurden, so lässt die Analyse des Interviews mit Angela Kowalczyk vermuten, dementsprechend in Punks und „Mitläuferinnen“ mit niedrigerem Status eingeordnet.

3. Liebe, Beziehung & Sex

Im Quellenmaterial konnten auch im Liebes- und Sexualverhalten verschiedene Normverschiebungen herausgearbeitet werden. Es ließe sich daher fragen, ob sich Beziehungen und Sex in der Szene analog zur restlichen Bevölkerung verhielten und inwiefern Punk auch andere Konzepte von Lebensführung und Zukunftsperspektiven ermöglicht hat.

4. Zugang und familiäre Hintergründe

Der Einstieg in die Szene und die jeweiligen familiären Hintergründe stellten sich im untersuchten Material vielfältig dar. Teilweise konnte die Funktion der Szene als eine Art Ersatzfamilie, die ein neues Zuhause bot, herausgearbeitet werden. Auch konfliktäre und gewaltsame Ausgangsbedingungen in der Herkunftsfamilie zeigten sich bei einigen Protagonistinnen. Es ließe sich fragen, inwiefern der Einstieg in die Szene auch einen bewussten Bruch mit und ein Sich-Entziehen von familiären und gesellschaftlichen Erwartungen, die an junge Frauen in der DDR adressiert wurden, darstellte. Eine daran anschließende These kann allerdings nur durch weitere Selbstaussagen erhärtet

werden.

5. Perspektiven des Umfeldes und der DDR-Gesellschaft

Besonders markant für die Situation von Frauen innerhalb der Punkszene in der DDR schien uns das Verhältnis zur Gesamtgesellschaft und welche Perspektiven das persönliche Umfeld wie Familie, Peers und Nachbar*innen sowie unbeteiligte Bürger*innen auf der Straße und Repressionsorgane einnahmen. So verwies das Quellenmaterial auf eine zusätzliche geschlechtsspezifische Abwertung weiblicher Punks. Es zeigte sich eine stigmatisierende Zuschreibung von Promiskuität bis hin zur Unterstellung von Prostitution/ Sexarbeit. Dies konnte sich sogar in Anfeindungen im öffentlichen Raum äußern.

Offene Fragen und Ausblick

Die Forschungswerkstatt hat einen Raum eröffnet, weibliche Punks in der DDR tiefgreifender zu untersuchen, und gleichzeitig viele Leerstellen aufgezeigt. Auffallend ist die noch dünne Quellenlage. Ziel sollte es im Hinblick auf eine multiperspektivische Herangehensweise sein, Erfahrungen und Erfahrungsräume breiter aufzufächern und weitere Perspektiven einzubeziehen (z.B. anhand von Zeitzeug*innengesprächen mit männlichen Punks zum Rollenbild, mit verschiedenen Generationen, durch Befragungen anderer Szenen/Subkulturen). Eine allgemeine, öffentlich zugängliche Sammlung erachten wir als zentralen Hebel für die Anregung weiterer Forschungen. Eine Lösung der Erinnerungen und Quellen von

den Protagonist*innen hin zum öffentlichen Raum erscheint dafür zentral. Als wichtig betrachten wir zudem die Untersuchung marginalisierter Positionen wie etwa von LGBTIQ+-Personen in der Szene.

Quellen und Literatur

Dokumentarfilm „Störung Ost. Punks in Ostberlin 1980–1983“ von Mechthild Katzorke / Cornelia Schneider, 1996.

Angela Kowalczyk: Wir haben gelebt... Punkerinnerungen von Frauen in Ost und West, Berlin 2006.

Anne Hahn / Frank Willmann (Hg.): Satan, kannst du mir nochmal verzeihen. Otze Ehrlich, Schleimkeim und der ganze Rest, Mainz 2019.

Thomas Lichtenberger: Die Rolle der Frau in den Jugendkulturen Punk und Hardcore. An Beispielen der mitteldeutschen Szene, in: https://www.opendata.unihalle.de/bitstream/1981185920/12850/1/LichtenbergerThomas_Rolle_Frau_Jugendkulturen_Punk_Hardcore.pdf, letzter Zugriff: 16.5.2022.

Gilbert Furian / Nikolaus Becker: „Auch im Osten trägt man Westen“. Punks in der DDR - und was aus ihnen geworden ist“, Berlin 2012.

„Blick in einen Zerrspiegel“. Der Fall Gilbert Radulovic in den Stasi-Unterlagen, hg. vom BStU, Berlin 2018, PDF-Download unter <https://www.stasi-unterlagen-archiv.de/informationen-zur-stasi/publikationen/publikation/blick-in-einen-zerrspiegel/>, letzter Zugriff: 18.11.2021.

Wutanfall. Punk in der DDR 1982–1989. Die Protagonisten damals und heute, Fotografien / hg. von Christiane Eisler, Leipzig 2017.

Über die Autor*innen

Uta Nowak studierte Russisch, Hebräisch, Englisch, Deutsch an der Universität Montpellier und schloss mit einem M.A. in Übersetzung ab. Sie forscht zur Punkbewegung in der DDR.

Katja Sternberger studierte Soziologie, Philosophie sowie Mittlere und Neuere Geschichte an der JLU Gießen und der Universität Leipzig. Sie ist in der politischen Bildungsarbeit tätig und koordiniert aktuell die Partnerschaft für Demokratie Schöneweide bei offensiv'91 e.V. in Berlin.

Partizipative Forschung in der Erwachsenenbildung. Bericht aus der Projektpraxis

Von Ulrike Rothe

Citizen Science – Bürgerschaftliche Forschung

Kollaborativ angelegte Forschungsprozesse außerhalb der institutionalisierten Forschung sind nicht unbedingt ein alltägliches Format, zumal nicht im geistes- und sozialwissenschaftlichen Feld. Die Methode der bürgerschaftlichen *Citizen Science* scheint bisher vor allem für naturwissenschaftliche Forschungsprojekte genutzt zu werden: Mittels quantitativ orientierter Datensammlungen zu einem Forschungsthema etwa kann interessierten Lai*innen die Teilhabe an Forschungsprozessen ermöglicht werden. Die Sammlung quantitativer Daten war aber für die Forschungswerkstatt nicht das erklärte Ziel, denn eine historische Fragestellung zu bearbeiten verlangt immer die Kenntnis mindestens der neuesten Darlegungen dazu sowie auch das Heranziehen und Auswerten der zur Verfügung stehenden, meist umfänglichen Quellen. Eine der zentralen methodischen Fragen für die forschende Geschichtswerkstatt war also von Beginn an, was im Rahmen der zur Verfügung stehenden Zeit denn umsetzbar ist bzw. wieviel Zeit für die entdeckend forschende Bearbeitung einer Frage eingestellt werden sollte. Dabei zu berücksichtigen ist, dass eine zwei- oder dreitägige Geschichtswerkstatt en bloc von ihren Teilnehmenden sehr viel zeitlichen und sonstigen Einsatz

erfordert, den diese in der Regel nicht als Arbeitszeit oder Weiterbildung, sondern in ihrer Freizeit erbringen. Dem entgegen kann gehalten werden, dass der ergebnisorientierte Umgang mit Primärquellen zu einem bisher kaum bearbeiteten Thema auch ein Privileg sein kann. Zudem werden die Teilnehmer*innen aktiv und selbstständig tätig und können, etwa bei der Auswahl einer Quelle, auch persönlichen Vorlieben nachgehen.

Die Geschichtswerkstatt zu unangepassten Frauen in der DDR war das Folgeprojekt einer Veranstaltungsreihe zum selben Thema, in der verschiedene Frauen und Frauengruppen, die Marginalisierungs- und Kriminalisierungsprozessen unterlagen, aufgefächert wurden. Der Befund dieser Reihe war zunächst, dass die Erfahrungen dieser Frauen in wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussionen unterrepräsentiert sind – es taten sich regelmäßig verschiedene Leerstellen auf, die zu dem Bedürfnis führten, das genauer zu untersuchen. Des Weiteren fand im konzeptionellen Vorfeld fast jeder Veranstaltung ein Ringen darum statt, was denn nun die richtungsweisenden und relevanten geschlechtsspezifischen Fragestellungen an das gegebene Thema sind. Diese Gemengelage an Fragen passte zum Anspruch von Citizen Science-Projekten, auf ein noch ungenügend bearbeitetes Problem hinzuweisen, es aufzugreifen und gesellschaftlich eine Veränderung in der Praxis von Geschichtsaufarbeitung, in den herrschenden Erzählungen zum Erinnerungsort DDR anzuregen.

Überlegungen zur Zielgruppe

Ein Vorhaben mit diesen Rahmenbedingungen spricht zunächst einmal Personen an, die sich im wissenschaftlichen Feld selbst mit ähnlich gelagerten Fragestellungen beschäftigen und daher die fachlichen und methodischen Voraussetzungen in hohem Maße mitbringen. Ein weiterer Personenkreis kommt aus Institutionen wie Gedenkstätten, Museen, Archiven, NGOs und Vereinen, in denen an Geschichte erinnert wird, nicht nur DDR-bezogen, auch stadtgeschichtlich, (queer-)feministisch oder mit anderen Arbeitsschwerpunkten. Eine wichtige Zielgruppe stellen freischaffende Autor*innen, Künstler*innen oder Journalist*innen dar, aber auch Aktivist*innen, die initiativ eigene Projekte umsetzen, sowie Lehrende und Bildungsarbeiter*innen, die sich Anregungen für neue Themen und Methoden holen. Nicht zu vergessen sind die Zeitzeug*innen selbst, die auch in fast allen schon erwähnten Teilzielgruppen vertreten sein können. Absichtsvoll offen war das Projekt auch für die* inhaltlich interessierte* Teilnehmer*in, die weder eine fachliche noch umfänglichere wissenschaftliche Vorerfahrung vorweist. Dieser niedrigschwellige Zugang zieht methodische Konsequenzen nach sich, löst aber andererseits den partizipativen Anspruch ein. Zudem hat intrinsische Motivation für ein Thema einen Eigenwert bei der Umsetzung von arbeitsintensiven, textlastigen und faktenreichen Workshops.

Die Forschungsfrage(n)

Ziel der Forschungsworkshops war es, im

Rahmen einer gegebenen Forschungsfrage Teilfragen und -aspekte im Feld zu identifizieren, weiterhin erste Thesen anhand der Quellenanalyse zu formulieren und in einem dritten Schritt darzulegen, was widersprüchlich, ambivalent oder offengeblieben ist und wie Forschung dazu weitergehen sollte. Findet ein Forschungsworkshop zu einem Thema statt, das bis dato nur sehr wenig bis gar nicht bearbeitet wurde, haben die Forschenden die anregende Aufgabe, dieses weiße Blatt Papier mit ersten Gedanken, Ideen, Reflexionen oder Erinnerungen zu beschreiben. Dafür bietet sich als erster Zugang ein gemeinsames Brainstorming an, für das die gegebene Forschungsfrage möglichst allgemein und offen in die Runde gegeben wird. Bildliche Quellen oder kurze filmische Abschnitte dazu erleichtern den assoziativen Zugang zum Thema. Ergebnis dieses Prozesses waren geschlechtsspezifische Aspekte, Teilthemen und Detailfragen innerhalb des Themas, mit denen die Gruppe dann sehr gut in die Auseinandersetzung mit den Quellen starten konnte, da hier schon einmal Richtungen vorgegeben wurden, wonach wir in den Quellen überhaupt suchen. Da die Teilnehmenden ein hohes Interesse mitbrachten, entfaltete sich bereits in dieser Etappe des Workshops die erste spannende Diskussion zu verschiedenen fachlichen Aspekten. Ein solcher diskursiver Austausch an mehreren Stellen im Workshop wurde von den Teilnehmenden begrüßt und eignet sich für diese Zielgruppe besonders gut. Von Vorteil ist hier, wenn die Gruppe eher klein ist, also deutlich unter zehn Personen.

Die Quellen

Ein Einblick in die Recherchewege im Vorfeld ist unabdingbar: Wo und wie wurden die Quellen gefunden? Warum wurden gerade diese Quellen ausgewählt und keine anderen? Für die Workshops wurden verschiedene Quellengattungen herangezogen: 1) klassische Textquellen, darunter Ego-Dokumente wie Briefe, aber auch Haftakten oder gruppeninterne programmatische Texte/Positionspapiere; 2) Interviews mit Zeitzeuginnen (hier vor allem die Transkripte, aber auch die audiovisuellen Aufnahmen); 3) Bildquellen/künstlerische Quellen wie Fotoaufnahmen und Zeichnungen. Der Umfang des zur Verfügung stehenden Materials will gut überlegt sein: Bei fünf oder sechs Personen einer Workshopgruppe können sich etwa drei Kleingruppen jeweils eine Quelle vornehmen. Die Quellen müssen im Vorfeld erst einmal in verschiedenen Archivbeständen gesucht und gefunden werden – idealerweise von der Workshopleitung selbst. Darüber hinaus sind sie einer Voranalyse zu unterziehen: Gibt es genug Informationen, um sie kontextualisieren und damit auch deuten zu können? Sind sie für die Fragestellung des Workshops ausreichend aussagekräftig? Je größer eine Workshopgruppe ist und je mehr Quellen herangezogen werden, umso mehr Zeit braucht es auch in der Vorbereitung und dann während des Workshops selbst, wenn die Quellen gemeinsam diskutiert, verglichen und ausgewertet werden.

Forschungsprozess en miniature

Kern der Forschungsworkshops war in einem ersten Schritt das Sammeln kontextualisierender Informationen (äußere Quellenkritik) und in einem zweiten Schritt die inhaltliche Analyse der Quelle. Für die Kontextualisierung war nur sehr begrenzt Zeit im Programm vorhanden, daher wurde einerseits entdeckendes Recherchieren ermöglicht durch die Bereitstellung von Publikationen bzw. Textabschnitten in ihnen, Gesprächsprotokolle, biografische Übersichten oder Hinweise auf Links zur online-Recherche. Alternativ stellte die Workshopleitung die Kontextinformationen bereit. Bei der inneren Quellenkritik ist es zunächst wichtig, sich einen Gesamteindruck von der Quelle, ihrem Inhalt, ihren besonderen Eigenschaften zu verschaffen und zudem auch unklare Begrifflichkeiten oder etwa dialektale Ausdrücke zu klären. Im Folgenden ging es darum, wichtige Teile oder Sequenzen der Quellen genauer zu untersuchen und sie hinsichtlich der Forschungsfrage sowie der schon formulierten Teilfragen zu analysieren. Diese deduktive Vorgehensweise sollte durch das induktive Prinzip ergänzt werden, denn aus dem Quellenstudium ergeben sich auch neue geschlechtsspezifische Fragen und Aspekte, die bisher nicht gefunden bzw. gefragt wurden.

Zeitzeug*innen und Interviews als Quelle

Die Analyse von Zeitzeug*innen-Interviews erwies sich als besonders anspruchsvoll: Wie kann ein mehrstündiges Interview mit

einem Transkript von 80 Seiten und mehr innerhalb weniger Stunden so ausgewertet werden, dass Thesen formuliert werden können? Hier wie auch bei anderen längeren Textquellen sollten die Dokumente vorstrukturiert werden, so dass die Kleingruppe schnell zu den relevanten Abschnitten gelangen und diese analysieren kann. Vorteilhaft ist auch, umfängliche Dokumente etwa durch drei Personen bearbeiten zu lassen, die sich die Lektüre entsprechend aufteilen können. Dann bleibt auch noch die Zeit, zentrale Sequenzen mit der audiovisuellen Aufnahme abzugleichen oder nicht vormarkierte Abschnitte zu lesen, um nicht überall an der Hand der Workshopleitung gehen zu müssen. Generell eignen sich kürzere Textquellen besser für Forschungsworkshops en bloc, andererseits sind Interviews eine wichtige und manchmal sogar die einzige Quelle, um Erfahrungen und Perspektiven von marginalisierten Personengruppen zu betrachten. Es versteht sich von selbst, dass die Analyse von Bildquellen gesondertes Handwerkszeug verlangt, was an dieser Stelle aus Platzgründen nicht eigens dargelegt werden kann.

Die Einladung von Zeitzeug*innen in einen Forschungsworkshop mit dem Ziel, diese zum gegebenen Thema zu befragen und ihre Selbstaussagen mit in die Analyse einzubeziehen, kann sehr schnell zu einer Überfrachtung des Programms führen. Ein Zeitzeug*innengespräch in der Gruppe sollte immer vorbereitet, durchgeführt und ausgewertet werden, was im Rahmen eines zweitägigen Workshops zu einer

Überforderung aller Beteiligten führen würde. Da aber zu einem DDR-bezogenen und damit zeitgeschichtlichen Thema sich oft von allein Zeitzeug*innen in einem solchen Workshops einfinden, ist generell zu reflektieren, wie mit subjektiven Aussagen von Zeitzeug*innen im Workshopgeschehen umzugehen ist. Hier kann es zu herausfordernden Situationen kommen, wenn die Aussage einer Zeitzeugin dem Befund in einer Quelle oder einer formulierten These entgegensteht. Es kommt hier auf das vorbereitete und sensible Agieren der Workshopleitung an, solche Situationen auch auf der persönlichen Ebene einzufangen und gleichzeitig von Beginn an den wissenschaftlichen Charakter der Workshoparbeit klar zu kommunizieren.

Die Ergebnisse

In einem letzten Arbeitsschritt erhalten die Teilnehmenden den Auftrag, die relevanten Textabschnitte/Sequenzen/Bilder zu interpretieren und dabei möglichst zu den schon diskutierten einzelnen Teilaspekten/Fragen jeweils eine These zu formulieren, soweit die eigene Quelle das ermöglicht. In diesem Prozess waren die drei zentralen Ziele des Forschungsprozesses s.o. (die Teilfragen, die Antworten/Thesen dazu, Was bleibt offen?) für jede Kleingruppe handlungsanleitend. Ausgesprochen interessant ist dann, alle Forschungsergebnisse zusammen in *eine* Übersicht zu stellen und diese inhaltlich nach den Teilfragen und -aspekten zu ordnen. Dadurch ergibt sich ein ansehnliches Spektrum von geschlechtsspezifischen Teilaspekten des Themas. Darüber hinaus

können die gefundenen Thesen miteinander verglichen, diskutiert und noch einmal zu einer Synthese verifiziert, mit einem Fragezeichen versehen oder verworfen werden.

Zu einem solchen Forschungsworkshop können noch sehr viel mehr Details vermittelt und methodische Fragen aufgeworfen werden, u.a. wie die Forschungsergebnisse dann präsentiert bzw. mit unbeteiligten Dritten als *critical friends* diskutiert werden. Unabdingbar ist es jedoch, die Ergebnisse eines solchen temporären Forschungsprozesses mit beiliegendem Format öffentlich für Interessierte zur Verfügung zu stellen (*open science*) und auch an diesem Punkt Teilhabe zu ermöglichen.

Migrationsgeschichte(n) als Citizen Science: Ostdeutsche Migrationsgesellschaft selbst erzählen

Von Luise Böhm, Paolo Le van, Karoline Oehme-Jüngling, Katharina Warda, Nick Wetschel

Wie sprechen wir über die Vergangenheit? Wer ist dabei Teil dieses ‚Wirs‘? Wessen Erinnerungen werden gehört? Und wie lassen sich hier Mitspracherecht und Teilhabe gestalten und vergrößern? Das Citizen Science-Projekt ‚Ostdeutsche Migrationsgesellschaft selbst erzählen‘ (MigOst) nähert sich diesen Fragen im Hinblick auf die jüngere Geschichte Ostdeutschlands. Denn obwohl auch die ostdeutsche Gesellschaft eine kontinuierliche Geschichte der Migration hat, dominieren weiße, mehrheitsgesellschaftliche Perspektiven in der Erzählung ihrer Vergangenheit. Perspektiven von Menschen, die Migration und Migrantisierung erfahren, fehlen oder werden überhört. Ihnen und ihren lebensgeschichtlichen Erfahrungen soll im Projekt Raum gegeben werden. Das Projekt möchte sie ermutigen, ihre eigenen Geschichten zu teilen, an gemeinsamen Narrativen zu arbeiten und diese weiter zu vermitteln. Im Sinn einer engagierten Forschungspraxis dient MigOst damit als Forum, in dem teilnehmende Zeitzeug:innen und das Wissen über ihre Geschichte vernetzt, gemeinsam Hierarchien und Ausschlüsse in Erinnerungskultur und Wissensproduktion hinterfragt und neue Perspektiven entwickelt werden

sollen. MigOst verfolgt einen partizipativen Forschungsstil (vgl. von Unger 2014), der eine einseitige wissenschaftliche Aneignung der Lebensgeschichten von Zeitzeug:innen versucht zu vermeiden bzw. reflektiert. Eine gleichberechtigte Mitbestimmung der Forschungsbeteiligten und die kontinuierliche Reflexion der Rolle und Positionalität des Projektteams wird daher in allen Phasen des Forschungsprozesses angestrebt.

Formate der partizipativen Forschung

Die partizipative Forschung bzw. die Vermittlung hierüber entwickelter Erkenntnisse wird in MigOst im Wesentlichen über zwei Formate ermöglicht: Im Format des Erzählcafés arbeiten Forscher:innen und migrantische Vereine mit Zeitzeug:innen, die Migration oder Migrantisierung erleben oder erleben, und geben Raum für die gemeinsame Produktion von Wissen. Hierüber gewonnene Perspektiven werden im Format von Stadtlaboren reflektiert und in noch zu bestimmenden kulturellen Formaten (z.B. Theater, Ausstellungen, Stadtführungen) einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Die Erzählcafés in Cottbus, Halle und Dresden sind in erster Linie als Austauschforen konzipiert, in denen gemeinsam neue Narrative erprobt und ‚anderen‘ Erzählstrukturen Raum gegeben wird. MigOst lehnt sich methodisch an die ‚Oral History‘ an, deren Ziel die subjektive Deutung von Geschichtsprozessen ist: Im Fokus steht hier die lebensweltliche Alltagsgeschichte, eine situierte

‚Geschichte von unten‘. Ziel der Erzählcafés ist somit das offene Erzählen und Erschließen von Lebenswegen und biographischen Erinnerungen der Teilnehmer:innen. Beim methodischen Vorgehen bietet sich daher die Kombination unterschiedlicher qualitativer Vorgehensweisen an, die kontextsensibel eingesetzt werden, um trotz des wissenschaftlichen Anspruchs die vertrauensvolle Atmosphäre in der Zusammenarbeit mit den Zeitzeug:innen zu bewahren. Ihr Vertrauen bildet einen zentralen Baustein des partizipativen Vorgehens und ist eine Voraussetzung für das Teilen persönlicher, teils traumatischer Erinnerungen und Erfahrungen.

Die Erzählcafés werden in offenen Vorbereitungsgruppen thematisch, teils methodisch und organisatorisch vorbereitet und gestaltet. Die Ideen und Bedürfnisse der Teilnehmer:innen stehen dabei im Vordergrund. Seit September 2021 finden die Erzählcafés als Gruppengespräche statt, um einen individuellen und kollektiven Erinnerungsprozess zu ermöglichen. Dabei werden biografische Erfahrungen und Geschichten, Gegenstände und Dokumente des Alltags aus der DDR, der Wende- und Nachwendezeit sowie auch des gegenwärtigen Alltags gesammelt und gemeinsam ausgewertet. Ab Frühjahr 2022 treten die Erzählcafés in eine zweite Phase, mit der die Gruppe der Teilnehmer:innen weiter geöffnet wird. Im Sinn eines postmigrantischen Gesellschaftsverständnisses, das Migrationsgeschichte als gemeinsame Geschichte versteht (vgl. Foroutan 2019), werden über migrantische

Zeitzeug:innen hinaus weitere Menschen aus Cottbus, Halle und Dresden stärker einbezogen, die beispielsweise als Kolleg:innen, Nachbar:innen oder Freund:innen migrationsbezogene Erfahrungen gemacht haben und sich darüber austauschen möchten. Die Erzählcafés sollen damit einen multidirektionalen Erinnerungsprozess (vgl. Rothberg 2012) ermöglichen, der die Gleichzeitigkeit verschiedener Perspektiven in ihrer Unterschiedlichkeit und in ihren Ähnlichkeiten anerkennt.

Außerdem sind in dieser zweiten Phase auch öffentliche Formate wie etwa Stadtspaziergänge, Radiosendungen oder (digitale) Podiumsdiskussionen möglich, bei denen interessierte Teilnehmer:innen als Expert:innen und Referent:innen ihrer Geschichte auftreten können. Darüber hinaus werden begleitend biografische Interviews geführt: mit Teilnehmer:innen der Erzählcafés bzw. weiteren Zeitzeug:innen, die ihre eigene Geschichte ausführlicher bzw. fokussierter teilen möchten. Auch hier soll ein Setting geschaffen werden, das eine weitgehend selbstbestimmte Erzählung zulässt, soweit wie möglich auf steuernde Elemente (wie Leitfragen oder Erklärungen) verzichtet und die Fragenden als Zuhörende versteht. Darauf aufbauend werden ab Anfang 2023 Stadtlabore stattfinden, die der weiteren Auswertung der Ergebnisse und der Entwicklung von kulturellen Formaten dienen. In Kooperation mit Kultureinrichtungen soll die lokale Stadtgeschichte um Migrationsgeschichten erweitert und eine breitere Öffentlichkeit angesprochen werden.

Die Auswertung der Erzählcafés wie Stadtlabore erfolgt in einem kontinuierlichen Prozess. Zum Ausklang der Veranstaltungen werden Ablauf und Ergebnisse gemeinsam mit der Gruppe reflektiert und dokumentiert. Anmerkungen und Rückmeldungen der Teilnehmer:innen werden in den Vorbereitungsgruppen ausgewertet und in die Vorbereitung der folgenden Veranstaltungen einbezogen. Ebenfalls in enger Abstimmung mit den Teilnehmer:innen werden unterschiedliche in den Veranstaltungen erhobene Materialien und die Interviewtranskripte im Lebensgeschichtlichen Archiv des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden auch künftigen Projekten in Wissenschaft und Praxis zur Verfügung stehen.

Die Rolle des MigOst-Projektteams

Um ein partizipatives Vorgehen in allen Schritten des Projekts zu gewährleisten, liegt die Verantwortung des MigOst-Projektteams während der Erzählcafés wie Stadtlabore hauptsächlich bei der Bereitstellung von Infrastruktur und Ressourcen und bei der Organisation und Kommunikation der Veranstaltungen. Ein kontinuierlicher Reflexionsprozess, in den die forschungsethischen Schwierigkeiten eines partizipativen Forschungsvorhabens und die Gefahr einer einseitigen, akademischen Appropriation der Lebensgeschichten aktiv einbezogen werden, wird sowohl persönlich als auch in der Gruppe gefördert; ein aktueller Stand der Überlegungen wurde in Leitsätzen festgehalten. Das Projektteam liefert mit den Erzählcafés demnach vor allem einen Raum,

der einen offenen Erfahrungsaustausch unter Zeitzeug:innen zulässt, biographische Kontinuitäten sichtbar macht und die Vernetzung der Teilnehmenden ermöglicht. Das Projektteam kann dies unterstützen, indem es seine theoretische und methodische Expertise mit den Teilnehmenden als Expert:innen ihrer eigenen Geschichte teilt.

MigOst ist ein Projekt des Zentrums für Integration der TU Dresden, des Dachverbands der Migrant:innenorganisationen in Ostdeutschland e.V. und der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg in Zusammenarbeit mit dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde Dresden und dem Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM).

Das Projekt wird im Rahmen des Förderbereichs Bürgerforschung vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert. Es gehört zu 15 Projekten, die bis Ende 2024 die Zusammenarbeit von Bürger:innen und Wissenschaftler:innen inhaltlich und methodisch voranbringen und Antworten auf gesellschaftliche Herausforderungen geben sollen.

Weitere Informationen zu MigOst finden Sie unter: <https://www.damost.de/projekte/migost/>

Informationen für Personen, die sich vorstellen können als Zeitzeug:innen am Projekt mitzuwirken, unter: <https://www.damost.de/projekte/projekte-migost-/mitmachen/>

Literatur

Foroutan, Naika (2019): Die postmigranti-
sche Gesellschaft. Ein Versprechen der plu-
ralen Demokratie. Bielefeld.

Rothberg, Michael (2009): Multidirectional
Memory. Remembering the Holocaust in
the Age of Decolonization. Stanford.

Von Unger, Hella (2014): Partizipative For-
schung. Einführung in die Forschungspra-
xis. Wiesbaden.

Über die Autor*innen

Luise Böhm ist Europäische Ethnologin mit einem
Schwerpunkt auf kritischer Migrations- und Ras-
sismusforschung und wissenschaftliche Mitarbei-
terin im Projekt MigOst am Zentrum für Integrati-
onsstudien der TU Dresden.

Paolo Le van ist Philosoph, wissenschaftlicher
Mitarbeiter im Projekt MigOst am Zentrum für
Integrationsstudien der TU Dresden und poli-
tischer Referent im Dachverband sächsischer
Migrantenorganisationen e.V.

Dr. Karoline Oehme-Jüngling ist Kultur- und
Sozialanthropologin, Koordinatorin des Zentrums
für Integrationsstudien am Bereich Geistes- und
Sozialwissenschaften der TU Dresden und Leite-
rin des Projekts MigOst.

Katharina Warda ist Soziologin, Mitarbeiterin im
Projekt MigOst und arbeitet als freie Autorin zu
marginalisieren Positionen in Ostdeutschland.

Nick Wetschel ist wissenschaftlicher Mitarbeiter
am Institut für Sächsische Geschichte und Volks-
kunde (ISGV) im Bereich Volkskunde/Kulturan-
thropologie. Das ISGV ist Kooperationspartner
des Projekts MigOst.

Digitalbasierte Citizen-Science-Ansätze in den Geschichtswissenschaften am Beispiel des Projekts „Kino in der DDR“

Anna-Rosa Haumann und Marcus Plaul

In den vergangenen Jahren wurden zahlreiche Debatten über mehr gesellschaftliche Teilhabe am wissenschaftlichen Forschungsprozess im Sinne der Citizen Science geführt. Darüber hinaus wurden durch digitale Technologien neue Möglichkeiten geschaffen, um in den Dialog mit einer interessierten Öffentlichkeit als festen Bestandteil des Forschungsprozesses zu treten (vgl. Pettibone & Ziegler 2016: 58-59; Bonney et al. 2014: 1436-1437). Wissenschaft soll somit in Anlehnung an die Public History „for the public, about the public and by the public“ (Cole 1994: S. 11) realisierbar werden.

Durch das Mitwirken von interessierten Bürger*innen bei Forschungsprozessen wie der Datenerhebung, -aufbereitung und -auswertung entstehen sowohl bedeutende Innovationspotentiale für die Generierung neuer gesellschaftsrelevanter Forschungsfragen als auch zusätzliche Chancen für die Erschließung neuer Quellen-, und Materialbestände. Citizen Science wird daher vor allem als eine Zusammenarbeit verstanden, in dem nicht-institutionell gebundene Personen an wissenschaftlichen Prozessen mit ihrem eigenen Wissen und Inhalten partizipieren (Bonn et al. 2016: S. 13-14).

Projektidée

Auf dieser Grundlage entstand Mitte 2019

das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Kino in der DDR - Rezeptionsgeschichte „von unten““ zur Entwicklung einer Citizen Science-Plattform an der Universität Erfurt. Die Interdisziplinäre Forschungsstelle für historische Medien, die einen Bestand mit rund 150.000 Einheiten an Filmplakaten, Szenenfotos und weiteren Werbematerialien über Kinofilme in der DDR enthält, bildet die Grundlage für die thematisch gebundene Auseinandersetzung mit der Alltagsgeschichte des Kinos in der DDR. Der Bestand umfasst bis auf wenige Ausnahmen alle Filme, die ab etwa Mitte der 1950er Jahre in der DDR gezeigt wurden. Darunter fallen sowohl die DDR-eigenen DEFA-Produktionen als auch alle Produktionen aus dem östlichen und westlichen Ausland, die über den zentralen Progress-Filmverleih zur Vorführung zugelassen waren. Die Sammlung umfasst außerdem die sogenannten „Verbotsfilme“, die von der SED-Führung aufgrund staatlicher Zensur keine Freigabe erhielten.

Forschungsplattform

Forschungsmethodisch bildet die digitale Citizen Science-Plattform, die im Zuge des Projekts entwickelt und evaluiert wurde, das zentrale Werkzeug für die virtuelle Forschungsumgebung. So wird nicht nur der eigene Bestand der Forschungsstelle, sondern vor allem die Wissensbestände und „Wissensdinge“ der Menschen, welche auf der Plattform hochgeladen und kontextualisiert werden, in der viergeteilten interdisziplinären Auseinandersetzung berücksichtigt. Die technische Grundlage zu einer virtuellen Forschungsumgebung als Web-Schnittstelle

wird durch die erste Säule der Interdisziplinarität, der Informatik, zur Verfügung gestellt und stetig weiterentwickelt. Die Kommunikationswissenschaft stellt mit einem Zugang über den filmhistorischen Hintergrund die Basis der Öffentlichkeitsarbeit im Sinne der Wissenschaftskommunikation und der anschließenden Projektevaluation dar und bildet damit die zweite Säule. Die Geschichtswissenschaft nutzt sodann, als dritte Säule, die Möglichkeit des Citizen Sciences-Ansatzes (vgl. Bonn et al. 2016: S. 13-14), um relevante historische Quellen, wie Fotos, Briefe und Zeitungsberichte, persönliche Geschichten zu Kinoerlebnissen und ganz konkrete Fakten über die Standorte von Kinos ausfindig zu machen und diese dann im Anschluss durch die wissenschaftliche Bearbeitung historisch zu kontextualisieren. Die vierte Säule stellt die interessierte Öffentlichkeit dar, die mithilfe der entwickelten Tools auf der Citizen Science-Plattform ihre Wissensbestände und Inhalte teilen kann, zugleich aber auch Zugriff auf bereits vorhandenes Wissen in Form von Dokumenten, Statistiken und Daten hat (vgl. Bonney et al. 2014: 1436-1437).

Interessierte Bürgerwissenschaftler*innen

Die Plattform ermöglicht es einer interessierten Öffentlichkeit zum einen, erlebte oder gehörte Kino-Geschichte aus der Zeit zwischen 1949 und 1990 über die digitale Plattform in den Forschungsprozess einzuspeisen. Zum anderen wird ein Quellen- und Informations-Netzwerk über eine Alltagsgeschichte der DDR-Kinos entwickelt, welches

anders nicht oder nur kaum erschlossen werden kann, da viele dieser Dokumente nur in den privaten Beständen der Zeitzeug*innen vorhanden sind. Darüber hinaus wäre der Aufwand, dieses Quellenmaterial mit klassischen historischen Methoden zu sammeln und zu erschließen, viel zu groß.

Schließlich ist ein wesentlicher Teil des Projektes zugleich Grundlage einer der zentralen Forschungsfragen, die sich mit den Chancen und Herausforderungen des Citizen-Science-Ansatzes in der Geschichtswissenschaft auseinandersetzt: Es wird die Frage nach den Potenzialen gesellschaftlicher Partizipation in der Wissenschaft gestellt. Es sollen die unterschiedlichen Narrative und Sinnkonstruktionen, in die das Wissen eingebettet ist, rekonstruiert und zueinander in Bezug gesetzt werden. Inwiefern unterscheiden sich die fach- und nichtfachwissenschaftlichen Sphären? Gibt es jeweils Binnendifferenzierungen? Und auf welche Weise prägt dies den angestrebten Prozess des gemeinsamen Forschens und Interpretierens?

Öffentlichkeitsarbeit

Einhergehend mit der Ausrichtung des Projektes und den damit verbundenen Fragestellungen hängt der Erfolg des Vorhabens maßgeblich von der Beteiligung einer ausreichenden Zahl interessierter Bürger*innen ab, die dem Forscherteam private Zeugnisse und Quellen zur Verfügung stellen. Aus diesem Grund ist es wichtig, eine proaktive Kommunikationsarbeit zu leisten, die gemäß des Citizen Science-Gedankens auf offene,

dialog- und beteiligungsorientierte Formate setzt (vgl. Bonn et al. 2016: 24). Dabei beschränkt sich das Ziel nicht nur darauf, eine außeruniversitäre Öffentlichkeit über das Projekt zu informieren, sondern beabsichtigt gleichzeitig, interessierte Personen in den Forschungsprozess miteinzubeziehen. Bei der Ausgestaltung einer entsprechenden Kommunikationsstrategie musste daher vor allem das Alter der zu erreichenden Zielgruppe berücksichtigt werden. Da zwischen dem Ende der DDR und dem Beginn des Projekts bereits knapp 30 Jahre liegen, war zu erwarten, dass die zu adressierenden Bürgerwissenschaftler*innen mit eigenen Erinnerungen an das DDR-Kino mindestens 45 Jahre und älter sein müssen.

Mit Blick auf diese Zielgruppe und dem digitalen Zugang des Forschungsvorhabens setzten und setzen die Projektinitiator*innen daher auf verschiedene Instrumente der Wissens- und Wissenschaftskommunikation. Diese umfassen zum einen ganz klassische Kommunikationsangebote wie beispielsweise Präsenzveranstaltungen, Workshops, Projektbroschüren und Flyer. Um weite Bevölkerungskreise zu erreichen, spielte auch die traditionelle Pressearbeit in Kooperation mit regionalen und überregionalen Print- und Online-Medien eine wichtige Rolle im Instrumentenkasten.

Zum anderen bilden elektronische Kommunikationsformen einen weiteren Schwerpunkt in der Projektkommunikation. Hierzu zählt sowohl die Bereitstellung eines Projektblogs als vermittelnde Instanz zwischen virtueller Forschungsplattform

und interessierter Öffentlichkeit als auch die Nutzung von Twitter und Facebook im Rahmen einer zielgruppengerechten Online-Kommunikation. Die verschiedenen digitalen Kommunikationsangebote richten sich dabei nicht nur an potenzielle Bürgerwissenschaftler*innen, sondern auch an mögliche Multiplikator*innen der professionellen Medienarbeit sowie weitere Initiativen der Citizen Science-Bewegung (hier vor allem „Bürger schaffen Wissen“) oder wissenschaftliche und nicht wissenschaftliche Institutionen, die sich mit der Geschichte der DDR auseinandersetzen.

Obwohl die bestehende Divergenz in der digitalen Ausrichtung des Projekts und der zu erreichenden Zielgruppe einige Herausforderungen mit sich brachte, ist es den Projektverantwortlichen im Ergebnis gelungen, eine notwendige Schnittmenge zwischen der Projektkommunikation, den Projektzielen und einer interessierten Öffentlichkeit ausfindig zu machen. Dies zeigt sich vor allem in den kontinuierlich wachsenden Nutzerzahlen der Forschungsplattform, die seit ihrem Online-Start im Oktober 2020 inzwischen mehr als 150 Anmeldungen von Bürger*innen verbuchen kann. So wurden bislang rund 400 Kinoeinträge vorgenommen und rund 80 Fotografien von Lichtspielhäusern der DDR sowie technischem Gerät ins Archiv hochgeladen. Außerdem erreichte das Projektteam mehr als 90 Anfragen von Bürger*innen per E-Mail und Telefon, die sich als Zeitzeug*innen unabhängig von der Plattform einbringen möchten. Darunter finden sich nicht nur

Kinogänger*innen und -fans, sondern auch Filmvorführer*innen, Kinoangestellte sowie Filmschaffende aus der ehemaligen DDR. Die aus den Gesprächen und privaten Zeugnissen gewonnenen Erkenntnisse über die Rolle des Kinos in der DDR werden in Form eines Blogs auf der Projektseite in regelmäßigen Abständen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die so zur Verfügung gestellten (Zwischen-)Ergebnisse sollen abseits der wissenschaftlichen Debatte auch eine außeruniversitäre Diskussion mit Bürgerwissenschaftler*innen anregen, um damit die digitalen Barrieren ein wenig aufzulösen und neues Wissen auf der Citizen Science-Plattform zu generieren.

zen Science. *Science* 343, 1436–1437, online abrufbar unter: <http://dx.doi.org/10.1126/science.1251554>.

Cole, C. C. (1994): Public History: What Difference Has It Made?, in: *The Public Historian* 16 (4), 9–35.

Pettibone, Lisa/ Ziegler, David (2016): Citizen Science: Bürgerforschung in den Geistes- und Kulturwissenschaften, In: Kristin Oswald und René Smolarski (Hrsg.): *Bürger Künste Wissenschaft*, S. 57-69, online abrufbar unter: https://www.computus-druck.com/press/wp-content/uploads/2017/07/02_Pettibone.pdf

Literatur

Bonn, A.; Richter, A.; Vohland, K.; Pettibone, L. et al. (2016): *Grünbuch Citizen Science Strategie 2020 für Deutschland*. Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung (UFZ), Deutsches Zentrum für Integrative Biodiversitätsforschung (iDiv) Halle-Jena-Leipzig, Leipzig; Museum für Naturkunde, Leibniz-Institut für Evolutions- und Biodiversitätsforschung (MfN), Berlin-Brandenburgisches Institut für Biodiversitätsforschung (BBIB), Berlin, online abrufbar unter: https://www.buergerschaffenwissen.de/sites/default/files/assets/dokumente/gewiss-gruenbuch_citizen_science_strategie.pdf

Bonney, R.; Shirk, J. L.; Phillips, T. B.; Wiggins, A.; Ballard, H. L.; Miller-Rushing, A. J.; Parrish, J. K. (2014): Next Steps for Citizen

Über die Autor*innen
Anna-Rosa Haumann, M.Ed., ist seit 2019 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Citizen Science-Projekt „Kino in der DDR - Rezeptionsgeschichte von unten“ an der Universität Erfurt. Ihr Forschungsinteresse gilt vor allem der Umsetzung von digitalen Themenfeldern im Kontext des historischen Lernens. Darüber hinaus forscht sie seit 2018 als Promotionsstipendiatin im Bereich der empirischen Geschichtsdidaktik zur narrativen Kompetenz im Geschichtsunterricht.

Marcus Plaul, M.A., hat in Leipzig und Oslo Kommunikations- und Medienwissenschaft studiert. Er ist seit 2019 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Kino in der DDR“ an der Universität Erfurt und promoviert dort zum Thema Wissenschaftskommunikation im Kontext von Citizen Science.

Diese Ausgabe des LaG-Magazins wurde gefördert durch den Berliner Beauftragten zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

I M P R E S S U M

Agentur für Bildung - Geschichte, Politik und Medien e.V.

Dieffenbachstr.76

10967 Berlin

<http://www.lernen-aus-der-geschichte.de>

<http://www.agentur-bildung.de>

Projektkoordination: Ulrike Rothe

Redaktion: Pascal Beck, Rebecca Hernandez Garcia, Ulrike Rothe, Anne Stabler, Lotte Thaa

Lektorat/Korrektorat: Adina Stern

Die Beiträge dieses Magazins können für nichtkommerzielle Bildungszwecke unter Nennung der Autor*innen und der Textquelle genutzt werden.